Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaf...

Christian Adolf Klotz

Digitized by Google

Deutſche Bibliothek

der

ſchönen Wiſſenſchaften

herausgegeben

vom

Herrn Geheimdenrath Klotz.

Zweytes Stück.

HALLE

bey Johann Juſtinus Gebauer.

1767.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verzeichniß
der in dieſem 2ten St. recenſirten Schriften.

I. Ausführlich beurtheilte Schriften.

1. J. G. Jacobi Romanzen aus dem Spaniſchen des Gongora überſetzt. Halle 1767. Seite 1
2) Willhelmine ein proſ. komiſ. Gedicht. Leip. 1766. 12
3) N. D. Giſeke Poetiſche Werke Braunſchw. 1767. 19
4) Siegeslied Moſis 26
5) G. S. v. Lucke Olint und Sophronia Braunſ. 1767. 31
6) D. H. Fabers Anfangsgründe der ſchönen Wiſſenſ. zum Gebrauch ſeiner Acad. Vorleſungen Maynz 1767. 34
7) Lieder für Kinder Leipzig 1767 42
8) Herrn von Voltaire Henriade überſetzt von E. C. Reichard. Magdeburg 1766 45
9) J. M. Schröckh allg. Biographie 1. Th. Berl. 1767. 50
10) P. D. Lippert Daktyliothek 1ten Th. Leip. 1767. 68
11) G. E. Leßings Luſtſp. 1. und 3. Th. Berlin 1767. 103
12) Lieder der Deutſchen Berlin 1766 108
13) { J. G. F. Franz von dem Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften in der Gottesgelahrheit. Leip 1767. 141
Ebenderſelbe von der genauen Uebereinſtimmung geſchickter Lehrer in öffentlichen Schulen mit den größten Staatsmännern Leipz. 1767. S. 141.

II. Kurze Nachrichten.

1) Abhandlung von den Odeen der Alten. Leipz. 1767. 148
2) T. Abts Gedanken von der Einrichtung der erſten Studien eines jungen Hr. von Stande; nebſt einer Nachricht von dem Tod u. der Grabſ. deſſelben Leip. u. Berl 1767. 149
3) C. F. D. Schubarts Zaubereyen Ulm 1766. 152
4) Denkmähler des alten Roms nach Barbaults Zeichnung nebſt einer Erklährung derſelben aus dem Franzöſiſchen überſetzt; herausgegeben von G. C. Kilian. Augſp. und Meinungen. 1767 152
5) A. J. Dezallier d'Argensville Leben der berühmt. Maler, aus dem Franz. überſetzt 1. u. 2. Th. Leip. 1767. 153
6) Allgemeines Künſtler Lexicon. Erſtes Supplement. Zürch. 1767. 155
7) C. A. R. Reinhard, meines Vaters Fabeln und Erzehlungen zu meinem Gebrauche Glogau 1767. 155

8) Klei:

Digitized by Google

8) Alciphrons Briefe aus dem Griechiſchen überſetzt von J. F. Herel Altenburg 1767. 156
9) Der Tod Moſis, ein Gedicht, Zürch. 158
10) N. Schmid von den Weltkörpern ꝛc. Han. 1766 160
11) C. H. Schmids Zuſätze zur Theorie der Poeſie und Nachrichten von den beſten Dichtern. Leipz. 1767. 160
12) Rotſchilds Gräber Frankf. und Leipz. 1766. 162
13) F.R.E.Langens Briefe für Kinder. Dresd. u. Leip. 1675. 164
14) Theater der Deutſchen. Vierter Theil. Berlin und Leipz. 1767. 165
15) C. L. Pfeiffers Wartb. bey Heilbr. Heilbronn 1767. 166
16) Anecdoten zur Bildung der Sitten aus den Griechiſchen und Römiſchen Schriftſtellern Erſter Th. Halle 166
17) T. Smollets Reiſe durch Frankreich und Italien 1ter und 2ter Theil. Leipz. 1767. 167
18) Dubois und Gioconda, eine corſiſche Erzählung. Leipz. und Züllichau 1767. 167
19) Das Strumpfband, ein Roman, Leipz. 1767. 169
20) Neue Lieder: von dem Verfaſſer der Lieder nach dem Anakreon. Berlin 1767. 171
21) Der Candidat, ein komiſch Heldengedichte Hamburg 73
22) Der unwiſſende Weltweiſe überſetzt von C. H. Wilken Leipz. 1767. 173
23) Beluſtigungen für die Frauenzimmer und jungen Herren. Nürnb. 1767. 175
24) J. Weſtermanns allerneueſte Sonnetten. Brem. 1767 176
25) B. Hedrichs Kenntniß der vornehmſten Schriftſteller ꝛc. Zwote Auflage Wittenb. und Zerbſt. 1767. 176
26) Martin Ehlers Gedanken von der Verbeſſerung der Schulen. Altona und Lübeck. 1766. 180
27) Nachtrag zu den Briefen der Montague Leipz 1767. 181
28) Verſuch über den Geſchmack von Alex. Gerard ꝛc. Breslau 1766. 182
29) Geſchichte des menſchlichen Verſtandes Bresl. 1765. 182
30) Leßingiſche unäſopiſche Fabeln. Zürch 1767 182
31) Neue Nachrichten über Italien. Leipzig 1766 183
32) Briefe zur Bildung des Geſchmacks ꝛc. Breslau 183
33) Triſtram Shandy Leben und Meinungen 9. Th. Berlin 1767 183
34) C. L. D. Huchs Verſuch über die Verdienſte des Archilochus ꝛc. Zerbſt 1767 184

1. Roman-

Digitized by Google

I.

Romanzen aus dem Spaniſchen des Gongora überſetzt von Hrn. J. G. Jacobi, Prof. der Philoſophie und Beredſamkeit auf der Univerſität Halle. Halle bey Joh. Immon. Gebauer, 1767. 110 S. 8.

Ich würde mich freuen, wenn Hr. Jacobi den Anfang ſeiner ſchönen Schrift mit einer Nachricht von den Romanzen gemacht hätte. Mit Vergnügen würde ich von ihm den Urſprung dieſer Dichtungsart gehört, ihre verſchiedene Geſtalt bey verſchiedenen Völkern betrachtet, und das was den Spaniſchen Romanzen eigenthümlich iſt, gelernt haben. Denn ich muß geſtehn, daß ich in dieſer Sache nicht genug unterrichtet bin, und ſeitdem Hr. Gleim uns ſo vortrefliche Romanzen geſchenkt hat, iſt meine Lehrbegierde ſo oft vergröſſert worden, als ich ſie wieder geleſen habe. Ich erinnere Hrn. Jacobi, das,

Digitized by Google

was er hier zu meinem Verdruſſe übergangen hat, in einer andern Schrift nachzuhohlen, und damit er ſieht, daß das Geſtändniß meiner Wißbegierde mir von Herzen gegangen iſt, und daß ich mich ſchon um Unterricht hierinne bekümmert habe ſo will ich ihm ſagen, daß er bey dieſer Unterſuchung den Henault (Nouvel Abregé Chronologique de l'hiſtoire de France S. 120) und den Verſuch über Popens Genie und Schriften (im fünften Abſchnitte) nachſchlagen und daſelbſt dem Urſprunge der Romanzen nachſpühren ſolle.

Hr. Jacobi fängt ſein Buch mit dem Leben des Gongora an, welcher im Jahr 1561. zu Cordova gebohren war, und im J. 1627. ſtarb, nachdem er ſich mit der betrügeriſchen Hoffnung eines günſtigen Glückes bis an ſein Ende vergebens geſchmeichelt hatte. Er hatte ſich eine groſſe Anzahl Feinde und Neider zugezogen, H. J. urtheilt alſo von ihnen, „daß Gongara wegen ſeines Ruhms, ſo theuer er ihn auch erkaufen müſſen, dem Neide und der Verfolgung derer ausgeſetzt geweſen, die nicht groß genug waren, ſeine Bewunderer zu ſeyn, brauche ich nicht, als etwas beſonderes anzumerken. In jedem Jahrhundert iſt dieſes das Schickſal der gröſten Talente geweſen. Nur iſt es traurig, daß oft ſolche, die ſo weit über andere erhaben ſind, ſich dem Anfalle kleiner Geiſter zu ſehr bloß ſtellen. Können dieſe gleich ihre glänzenden Eigenſchaften nicht verdunkeln, ſo verbreiten ſie doch über dieſelben einige unangenehme Schatten, und vermindern bey vielen die Ehrfurcht gegen einen Nahmen, der der Ewigkeit gewidmet iſt. Die Feinde unſers Dichters würden weniger Waffen gegen ihn gehabt haben, wenn er ſich nicht in ſeiner Ju-

Digitized by Google

gend von ſeinen lebhaften Genie dahin reiſſen laſſen und in ſeinen Satyren anſtatt das Lächerliche der Sitten zu ſchildern, die Perſonen ſelbſt, mit denen er leben mußte angegriffen hätte. Dieſer Fehler des Gongora war aber bloß ein Fehler des Schriftſtellers, der auf ſeinen übrigen Character keinen Einfluß hatte, den er oft bereute und zu verbeſſern wünſchte. Im geſelligen Leben war er, wenn man dem Zeugniſſe ſeines Freundes trauen darf, der redlichſte Mann, den Spanien geſehen: niemand hatte von ihm die kleinſte Beleidigung zu befürchten: ſo gar ſuchte er diejenigen, die er beleidiget zu haben ſchien, durch eine vorzügliche Achtung zu beſänftigen. „ — Nach dem Tode des Gongora ließ man ſeinen Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren, und man legte ſeinen Gedichten die gröſten Lobſprüche bey. Es beſtehn dieſe aus Sonnetten, Oden, Romanzen und andern an dieſe Denkungsart gränzenden Verſen, vorzüglich ſind die **Fabel des Polyphems und der Galathee** und ſeiner **Einſamkeiten** berühmt. Die Romanzen hat der Dichter oder ſein Herausgeber in **Zärtliche, Lyriſche** und **Burleske** eingetheilt. Von jeder dieſer Gattung giebt H. J. Beyſpiele.

Zärtliche Romanzen. Die Spanier ſchätzten die zärtlichen Gedichte hoch, und ihre Dichter ſangen ſie eben ſo gerne, als ſie die andern anhörten. Welches iſt aber ihr Character? Nach des Verfaſſers Urtheil blieben ſie zu ſehr bey dem Klange der Worte ſtehn, ohne genug in das Innere der Empfindungen hineinzugehen: ſie verlohren ſich in den angenehmen Schwärmereien des Petrarchs ſo, daß ſie ſich oft der Raſerei näherten und jeder kühne Gedanke bekam in ihrer Spra-

che etwas rieſenförmiges. Nichts aber ſcheint ihm in ihren zärtlichen Gedichten unerträglicher, als der unglaubliche Aufwand, den ſie in Corallen, Perlen, Edelgeſteinen und andern Koſtbarkeiten machen und worin ſie es nicht nur unſern alten Dichtern, ſondern jedem Volke zuvorthun. Hierzu kommen noch die Roſen und Nelken, die einem überall entgegen duften. Gongora behauptet einen Vorzug vor vielen. Er hat die feinſten Empfindungen auf die ſimpleſte Art ausgedruckt, und die wohlgewählten Situationen, worin er ſeine liebende ſetzt: die Kunſt, ſich dieſe Situationen zu Nutze zu machen, der Ton und die Sitten verdienen unſer Lob.

Von den acht Romanzen, die H. Jacobi überſetzt hat, wollen wir die ſechſte herſetzen.

„Durch die Waffen eines ſummenden Thiers verwundet, erfüllte Amor die Luft mit Seufzern und benetzte die Erde mit Thränen. In ſeinem Schmerze lief er hin zur Mutter und flehte um Mitleid und Troſt. O Biene, kleine Biene, du ſtarbſt und ließt den Amor leben: beſſer weit beſſer wäre es, du lebteſt noch, und hätteſt den Amor getödtet.

Venus wiſchte ſeine Thränen ab und ſaugte Nectar aus ſeinen Lippen. Mein Sohn, ſagte ſie, ich will die Binde, die deine Augen bedeckt, dir in die Hand geben, daß du dich vorſehn und vertheidigen kanſt. „

„O Biene, kleine Biene, du ſtarbſt und lieſſeſt den Amor leben: beſſer, weit beſſer wäre es, du lebteſt noch und hätteſt den Amor getödtet.

Wie

Digitized by Google

Wie kömmts, daß Hr. Jacobi ſich nicht dieſer Gelegenheit bedient hat, den Geſchmack der Leſer auf eine angenehme Art zu unterhalten? Er kennet die berühmte Ode des Anacreons (Od. 40)

Ἔρως ποτ' ἐν ῥόδοισι
Κοιμωμένην μέλιτταν
Οὐκ εἶδεν κ. λ.

Er kennt auch das kleine Gedicht des Theocrits (Id. 19)

Τὸν κλέπταν ποτ' Ἔρωτα κακὰ κέντασε μέλιττα
Κηρίον ἐκ σίμβλων συλεύμενον. κ. λ.

Dieſe und noch einige andere Stücke hätte Hr. Jacobi mit einander vergleichen und zeigen können, wie verſchiedene Geſtalten eine Idee von verſchiedenen Gedichten erhalten hätte. Dem Anacreon gebührt ohnſtreitig das Lob der Erfindung, allein die andern Dichter haben ſeinem Gedanken eine ſolche Wendung zu geben gewußt, daß er ihnen eigen geworden iſt.

Ich kan dieſen Abſchnitt nicht verlaſſen, ohne etwas aus dem Eingange abzuſchreiben. Der Verf. redet von den mannichfaltigen Geſtalten, welche die Dichter der Liebe in verſchiedenen Jahrhunderten gegeben haben. „Bey den alten Dichtern, ſagt er, zeigt Amor ſich meh-
„rentheils in ſeiner wahren Geſtalt. Damahls bot er ohne
„Umſchweiffe dem Jünglinge alle die Vergnügungen an,
„die in ſeiner Gewalt ſind: er ermahnte das feurige
„Mädchen, welches, ohne ihn zu haſſen, nur ein wenig
„erröthete, ſich in die Arme eines Geliebten zu werffen,

Et dare anhelanti pugnantibus humida linguis
Oſcula et in collo figere dente notas.

„Eine zeitlang ſpielte er dieſe Rolle mit gutem Erfolge, „aber zuletzt wurde er ſeiner loſen Händel wegen ſo „berüchtigt, daß die Verehrung gegen ihn immer mehr „abnahm. Schon hörte man auf, ſeine Altäre zu Pa- „phos und Cythera zu bekränzen; ſchon ſtand ſeine Gott- „heit in Gefahr: man hielt ihn beynahe für ein bloſſes „muthwilliges Kind mit Flügeln, deſſen Waffen nichts „als Verwüſtungen anrichteten. Was that Amor, um „ſein voriges Anſehn wiederherzuſtellen? Er borgte den „Mantel eines alten griechiſchen Philoſophen; ſagte „dasjenige nach, was er ehmals in deſſen Schule ge- „hört hatte: verbarg die Flügel, den Bogen und die „Pfeile; gab ſich eine ehrwürdige Mine, und der kleine „Flatterhafte trat als ein Weiſer einher. Aus den Bli- „cken der Grazien, die in ſeinem Gefolge waren, ſtrahlte „jetzt etwas majeſtätiſches hervor; ſelbſt die gaukeln- „den Scherze ſchienen eine gewiſſe Würde zu bekommen. „In dieſer Verwandelung erſchien er einem ſeiner Lieb- „linge, den er bat, ihn als den Schüler des Plato der „Welt zu empfehlen. Er redete mit ihm im Tone der „Götter: flößte ihm eine heilige Bewunderung gegen „ſeine Schöne ein, und lehrte ihn, ſtatt buhleriſcher „Küſſe die Augen beſingen, deren ſanftes Licht den „Weg zum Himmel zeigte *). Petrarch ſtimmte ſei- „ne Leier nach dem Unterrichte des Amors: ganz Ita- „lien war auf ſeine Lieder aufmerkſam, wiederhohlte ſie „und verehrte den Urheber einer ſo edeln Begeiſterung. „Der Gott der Liebe durchwanderte in ſeiner neuen

„Tracht

*) - - Io veggio
Nel mover de' voſtr' occhi un dolce lume,
Che mi moſtra la via ch'al ciel conduce.
Rime di Petrarca.

„Tracht die benachbarten länder, und, wenn gleich „ſeine Sprache an einigen Orten nicht völlig verſtan„den, an andern deswegen nicht angenommen wurde, „weil ſie dem Geſchmacke der Nation widerſprach, ſo „glaube ich doch behaupten zu können, daß man in den „Geſängen eines jeden dichteriſchen Volks Spuren da„von antrift. Einige nähern ſich mehr, andere we„niger dem feyerlichen Tone eines Petrarch, wenigſtens „enthalten ſie alle gewiſſe Empfindungen, die, wenn man „ſie genau unterſucht, mit der Platoniſchen liebe ver„wandt ſind. — In Frankreich ſchien die ernſthafte Mi„ne des Amors am wenigſten zu gefallen: Chaulieu, „Pavillon und anderer zogen ihm ſeinen philoſophiſchen „Mantel aus; ſie lieſſen ihn von Blonden zu Brunet„ten umherflattern, und geboten den leichten Scher„zen, ihn mit ihren muthwilligen Tänzen zu umringen. „Ohne weitläuftige Betrachtungen darüber anzuſtellen, „verlangten ſie von den Augen ihres Mädchens nichts „als Verſicherungen der Zärtlichkeit; ſie küßten einen „ſchönen Mund und gaben nicht auf die Veränderun„gen acht, welche die harmoniſchen Töne oder das ſüſſe „lächeln deſſelben in der Natur hervorzubringen fähig „war. Dennoch konnten ſie dem kleinen Bogenſchü„tzen ſein platoniſches Anſehen nicht ganz benehmen.„ — Wie ſind unſere leſer mit dieſer Schilderung zufrieden? Mir hat ſie auſſerordentlich wohl gefallen, und ich bin böſe, daß Hr. Jacobi mit ſeinen Amor zu ſehr geeilt und mir denſelben nicht auch in der Tracht der Ritterzeiten gezeigt hat, — Ob aber auch dieſe Geſchichte chronologiſch richtig ſey? — Vielleicht darf man einen witzigen Einfall nicht dieſen ſtrengen Unterſuchungen un-

Digitized by Google

unterwerffen, die er nur ſelten aushält; doch ich erinnere mich ja, daß in Jena der Candide in Syllogismen aufgelöſt und recht gründlich widerlegt worden ſey.

Lyriſche Romanzen. Hr. Jacobi findet keine Urſache, warum man ihnen dieſen Nahmen gegeben. Sie ſind in der Form, im Tone, und ſelbſt in der Versart von den vorhergehenden gar nicht unterſchieden, und enthalten faſt alle zärtliche Empfindungen oder das Lob der Schönheit. Nur einige wenige ſind andern Gegenſtänden gewidmet. Von dieſen giebt er einige Auszüge, und von jenen hat er ſieben überſetzt. Wir wollen auch von dieſen eine anführen. Hr. Jacobi mag urtheilen, ob unſre Wahl auf die beſte gefallen ſey.

„Ihr kühlen Weſte, die ihr die geflochtnen „Blumenkränze des Frühlings aus einander weht, „und Veilchen umherſtreut: euch hielten bisher verliebte „te Diebſtähle und ſüſſe Schmerzen in den ſchönen „Ebnen des Tagus auf. Dort ſchützten auch vor dem „heiſſen Sommer die Pappeln mit mannigfaltig spielenden „lenden Blättern, halb von Smaragd, und halb von „Silber.„

„Dort rieft ihr die Nymphen des heiligen Tagus „und die Hirtinnen, die an ſeinen Ufern weiden: und „ſie kamen und lagerten ſich auf die grünen Raſen des „Fluſſes. Schnell ließt ihr dann auf liebkoſenden Flügeln „geln euch mit wollüſtigem Säuſeln zu ihnen herab. „Mit euch kamen angenehme Träume, und die Vergeſſenheit „geſſenheit der Sorgen, und euch ward zur Belohnung „nung mancher geheime Anblick vergönnt. Da war „jede Klage entfernt und der Neid und der wachſame

„Kum-

Digitized by Google

„Kummer: da vergaßt ihr mit den Gebirgen zu „kämpfen.„

„Jetzt ihr Winde, ehe die Berge ihr Haupt in „Nebel hüllen, ehe der grauſame Nord die Bäume ent„blößt und die Erde mit den dürren Blättern bedeckt, „wodurch ſonſt das Graß gegen die brennende Sonne „geſichert wurde, ehe durch Schnee und Eiß die Fel„ſen in Cryſtal und die Wälder im Glaß verwandelt „wurden; jetzt bewegt eure Flügel, kehrt an den ſtillen „Buſen zurück; der euch freudig erwartet.„

„Unterwegens werdet ihr eine ſchöne Nymphe ſe„hen, die voller Stolz dem Sande des Betis ihre „Fustapfen eindrückt. Sie bewohnt die Gebir„ge, denen ſie mehr wegen ihrer Blicke, als we„gen ihrer Pfeile furchtbar iſt. Bald werdet ihr ſie „in den Gebüſchen eines rauhen Berges antreffen, wo „ſie das Wild verfolgt, bald in der Ebne, wo ſie mit „leichten Füſſen einem Rehbocke nachſetzt, der verwun„det davon eilt. Oder ſie wird das bewafnete Haupt „eines alten Hirſches an die hundertjährige Eiche „heften.„

„Wenn ſie nun ermüdet von der Jagd zurück„kehrt, um ſich im Fluſſe zu baden: wenn ſie am Fuſ„ſe des Felſen, von dem ſie Unempfindlichkeit lernt, „hingeſtreckt ruht: dann nähert euch, doch ſo, daß ihr „nicht durch meine Seufzer ſie ſtöhrt. Wenn ſie er„hitzt iſt, ſo kühlt ſie: und hört euch die Undankbare, „dann erſt, ihr Winde, dann ſagt ihr: Schönſte Le„da, auf die das Dorf und die Wälder ſtolz ſind, von „dir entfernt, dem Tode nahe, klagt der unglückliche „Daliſo an dem Ufer des Tagus.„

Digitized by Google

„Nur eins fleht er von dir, ehe das Feuer der „Liebe ihn verzehrt: ehe der Schmerz über ſeine Ver„bannung ihn tödtet und ſeine Gebeine zu Aſche werden. „Soll kein Seufzer ſeine Liebe belohnen: o ſo gewähre „ihm wenigſtens einige Züge mit der Spitze deines Pfeils „in den harten Fels gegraben. — Wo ſolte man ſonſt „die Schrift von einer ſo grauſamen Hand leſen? — „Es iſt genung, wenn du ihm ſagſt: Daliſo, ſtirb an „jenem Ufer und kehre nicht zurück, meinen Schatten „anzubeten und die Ketten der Liebe zu tragen.„

Burleske Romanzen. Die Spanier unterſcheiden ſich in dieſer Gattung der Poeſie an meiſten von andern Völkern. Sie ſetzen dem Niedrigkomiſchen die entfernteſten Schranken und laſſen ihrer Imagination den Zügel frey ſchieſſen. In des Gongora Romanzen zeigt ſich das ſpaniſche Burleske faſt in ſeiner ganzen Stärke. Aber eben dieſes ſcheint den Verf. verhindert zu haben, uns Ueberſetzungen von denſelben zu geben. Jedermann weiß, daß es oft unmöglich iſt, das Comiſche, welches in einer Sprache gefällt, in eine andere überzutragen. Mehrentheils verſchwinden die kleinen Annehmlichkeiten deſſelben und ſtatt derſelben findet man vieles, das uns mißfällt. Hr. Jacobi redet bloß von dem Inhalte derſelben, und macht kleine Auszüge. Eine einzige hat er ganz überſetzt, da der Dichter in derſelben am wenigſten geſchwärmt hat. Auch dieſe will ich abſchreiben: „Oſtern währt nicht immer, „ihr Mädchen, Oſtern währt nicht immer. Gebt acht, „ihr kleinen Thörinnen, die ihr in meiner Nachbar„ſchaft wohnt, daß euch nicht die Zeit, das Alter und „eure Sicherheit betriegen. Laßt euch nicht von der

mun-

„muntern Jugend ſchmeicheln: denn die Zeit windet ih-
„re Cränze aus vergänglichen Blumen. Oſtern währt. ꝛc.

„Auf ſchnellen Fittigen fliegen die leichten Jahre
„dahin, und rauben, gleich den Harpyien uns unſre
„ſchmackhaften Gerichte. Bezeugt nicht die Ringel-
„blume dieſe Wahrheit, indem der Abend ihr dasjeni-
„nimmt, was der Morgen ihr gab? Oſtern währt ꝛc.

„Wenn ihr glaubt, daß die Glocke des Lebens
„auch erſt die Morgenröthe ankündiget, ſo iſt es ſchon
„die Abendglocke. Ihr werdet abgerufen, eure Farbe,
„eure Anmuth verſchwindet und eure Zeit iſt dahin.
„Oſtern währt ꝛc.

„Ich weiß von einer guten Alten, daß ſie einſt
„rothe Wangen und ſchöne Augen hatte, ſo viel es ihr auch
„koſtet, jetzt ihre eigene Geſtalt zu ſehen. Denn die
„braungewordene Stirne und ihre Backen haben jetzt
„mehr Falten, als das Chorhemd eines Biſchofs. Oſtern
„währt ꝛc.

„Von einer andern guten Alten weiß ich, daß in
„dieſen Tagen ihr letzter Zahn in einem Käſe ſein Grab
„fand, und daß ſie mit Thränen zu ihm ſagte, lieber
„Herzenszahn, ich erinnere mich noch, daß du einer
„Perle glicheſt, ob du gleich jetzt nichts mehr biſt.
„Oſtern währt ꝛc.

„Darum, ihr jungen thörichten Mädchen, ehe
„das geitzige Alter euer blondes Haar von Gold in glän-
„zende Perlenmutter verwandelt, ſo liebt, weil ihr
„noch geliebt werdet und bedenkt, daß die Gelegenheit
„von hinten kahl iſt.„ —

Sollte ich nicht unwillig auf Hr. Jacobi werden,
daß Er, der den Leſer auf eine ſo angenehme Art zu

un-

unterhalten weiß, ſo geſchwinde abbricht und mich verläßt? Seine Ueberſetzungen haben mir ungemein gefallen. Er hat in denſelben ſich mit groſſer Geſchicklichkeit nach dem Inhalte und nach dem Genie des Originals zu richten gewußt. Mein Ohr empfindet auch eine gewiſſe Harmonie, die mich vergnügt. Seine eingeſtreuten Anmerkungen zeugen von einem feinen und richtigem Geſchmacke. Deſto mehr freue ich mich auf den von ihm (S. 17) verſprochenen Verſuch über die Araucana. Dann wird er zugleich ſeine Anmerkungen über die Spaniſche Dichtkunſt uns mittheilen und beſonders wünſchten wir, daß er die Urſachen ausſpähte, welche derſelben den Character gegeben, den ſie hat. Der Einfluß des Clima, der Erziehung, der Regierungsform, des bürgerlichen Lebens in die Denkungsart der Dichter und Schriftſteller leucht bey der Spaniſchen Nation auf das deutlichſte in die Augen. Kurz, ich glaube mir von Hr. Jacobi ein Werk verſprechen zu können, das ich Meinhards Verſuchen über die Italieniſchen Dichter an die Seite ſetzen werde.

F.

2.

Willhelmine, ein proſaiſch komiſches Gedicht. Leipzig, bey M. J. Weidmanns Erben und Reich. 1766. beträgt 106 S. in 8.

Willhelminens Erſcheinung war uns ſo angenehm, daß wir uns derſelben noch jetzt mit Vergnü-

gnügen erinnern, das Gedicht von Neuem durchleſen, und, um uns deſto länger damit zu beſchäftigen, einige Anmerkungen. die es veranlaßt, öffentlich mittheilen. Lange ſchon hat man angefangen, auf unſrer Bühne die Nationalcharaktere zu vermiſſen, und es dem Schriftſteller vorzuwerfen' daß er mehr fremde Sitten, als unſere eigene ſchilderte. Zuletzt iſt man ſo gar auf den Gedanken verfallen, ob wir auch einen Nationalcharakter hätten, und ob der Dichter nicht nothwendig unſre Nachbarn in uns kopiren müßte? Wie glücklich wird dieſer Zweifel durch gegenwärtiges Gedicht widerlegt, welches uns wirkliche teutſche Charaktere darſtellt, ſo, daß ſie jeder Nation fremd ſeyn würden, wenn man ſie in ihre Sprache übertrüg. Es iſt wahr, wir haben ſehr viel Entlehntes; aber das uns Eigenthümliche kan dennoch nicht völlig unterdrückt werden, und es giebt immer gewiſſe Nüancen, die uns von andern unterſcheiden; nur gehört ein ſcharfſinniges Auge darzu, ſie aufzuſuchen. Selbſt der teutſche Stutzer, der das mehrſte Ausländiſche hat, behält noch ſein beſonderes, ſollte es auch bloß darin beſtehen, daß man in ihm die Nachahmung eines fremden Charakters zu ſehr entdeckte. Wir haben aber auch Charaktere, die uns faſt ganz eigenthümlich zugehören, und ein ſolcher iſt der Liebhaber der Willhelmine. Weiß man dieſe in Situationen zu ſetzen, worin ſie gehörig ſpielen können; ſo hat der Dichter, was er verlangt. Niemand wird das Original verkennen. Unſer Dorfprediger, als Liebhaber, und zwar als Liebhaber eines Mädchens, das unter Hofleuten erzogen war; eben dieſer an der Seite eines Hofmar-

Digitized by Google

ſchalls — welch ein Contraſt! Welche Gelegenheit, das lächerliche deſſelben völlig zu entwickeln! Noch viele eben ſo originelle Charaktere wandern unter uns herum: möchte ein andrer auf eben die Art die Geſellſchaft an ihnen rächen!

Auſſer dem Scharfſinn, womit der Verfaſſer die Sitten ſeiner Landesleute bemerkt, hat er das ſeltne Verdienſt, daß in ſeinem Stücke faſt durchgängig der gute Ton herſcht, mit dem wenige unſrer beſten Schriftſteller bekant genug ſind. Wie ſehr dieſer uns noch fehle, zeigt ſich hauptſächlich auf der Bühne, wo, ſelbſt in den vortreflichſten Luſtſpielen, ein feines Ohr nicht für unedlen Scherzen ganz ſicher iſt. Wie viel muß man inſonderheit von den Bedienten ausſtehen! Haben gleich nicht alle Dichter, wie der Verfaſſer der Willhelmine, den Vortheil am Hofe zu leben, ſo könten ſie ſich doch mehr um die gute Geſellſchaft bekümmern und dadurch ihrem Gefühl mehr Zärtlichkeit geben. Es iſt dieſes vielleicht der einzige Vorwurf, den uns unſere Nachbarn noch machen dürfen. Sollten wir nicht darauf bedacht ſeyn, auch dieſen aus dem Wege zu räumen?

Das poetiſche Genie unſers Dichters leuchtet aus ſeinem ganzen Werke hervor. Welche Fruchtbarkeit, welche Fictionen, welche Gleichniſſe! bey dieſen haben wir nur auszuſetzen, daß ſie gar zu ſehr gehäuft ſind, und oft an einem Orte ſtehen, wo ſie den ungeduldigen Leſer auf eine widrige Art unterbrechen. Einige ſind auch, zumal da ſie von unedlen Dingen hergenommen worden, zu gedehnt. Ein ſolches iſt S. 21. das von dem Knaben, der mit dem Paſtor verglichen wird, in

ſo

Digitized by Google

ſo fern dieſer zwiſchen ſeiner Willhelmine und der Tochter des vornehmen Kirchenraths in der Wahl unſchlüſſig iſt.

„So wird oft ein Knabe geängſtet, wenn ihm „ſein lachender Vater ein Stück kräftiges Brod und „eine einzelne wohlriechende Erdbeere vorlegt. Was „ſoll er wählen. Sein Gaum verwirft, was ſein hun„griger Magen verlangt, doch ſeine minutenlange Nä„ſcherey verachtet das Elend des ganzen Tages — Kurz „entſchloſſen verſchluckt er die Erdbeere und übertäubt „das Murren ſeines Magens durch erzwungne Ge„ſänge.„

Zuweilen geben auch die Gleichniſſe eher eine artige Beſchreibung an die Hand, als daß ſie vollkommen paſſend wären. Zum Beyſpiel wollen wir eins aus dem Anfange des zweyten Geſanges herſetzen, da der Dichter den erſten Morgen eines neuen Jahres beſchreibt.

„Betäubt von den murrenden Wünſchen der Thorheit und von den lauten Seufzern des Unglücks, ſtand die Sonne in wehmüthiger Schönheit am Himmel, fürchtete ſich länger herabzuſchauen, und verſteckte ſich oft hinter ein trübes Gewölke. So ſteht ein blühendes, unſchuldiges Mädchen, zu arm, ihr junges Leben zu erhalten, vor der verſammelten Schule der Mahler, und verräth die geheimſten Schönheiten der Natur, für einen geringen unbilligen Preiß, der Betrachtung der Kunſt. In ſchamhafter Einfalt verſteckt ſie ihre mächtigen Augen hinter einer ihrer jungfräulichen Hände, indem ſie mit der andern das letztere neidiſche Gewand von ſich legt, das ihre Reitze verbarg, und nun — ängſt-

ängſtlich erwartet ſie nun den Verlauf der verkauften Stunde. Die geſchickteſten Jünglinge zittern bey dem Anblicke der unverhüllten ſchönen Natur, und ihre ſonſt gewiſſe Hand zeichnet Fehler auf das geſpannte Papier. Der minderjährige Knabe allein übertrifft hier ſeinen Meiſter; denn in ſeinem kleinen noch fühlloſen Herzen liegen jene ſympathetiſchen Triebe unentwickelt, und ſeine Hand lern't eher der Kunſt, als jenes der Liebe gehorchen.„

Wir haben um deſto lieber die ganze Stelle abgeſchrieben, weil ſie an ſich ein Meiſterſtück iſt. Nur das Gleichniß wird durch die kleinen eingemiſchten Umſtände fehlerhaft. Inſonderheit iſt das, was von dem Verhalten der Jünglinge und des Knabens folgt, ein Auswuchs, der, ſo ſchön er auch iſt, Tadel verdienet. Ueberhaupt ſcheint es uns, daß hier und da gewiſſe gar zu lange Ausſchweifungen, dem Gange der Handlung ſchaden.

Noch eine allgemeine Anmerkung, die hier ihre Stelle findet, und zu wichtig iſt, als daß wir ſie unterdrücken ſollten. Sie betrift die poetiſche Proſa. Wenn ein Geßner oder ein Sänger der Willhelmine uns in derſelben ſeine Arbeiten liefert, ſo vergeſſen wir in der erſten angenehmen Berauſchung, dagegen zu eifern. Wir verſöhnen uns faſt mit einer Sprache, die uns ſonſt unnatürlich ſcheint, weil wir derſelben jezt ſo viele Schönheiten, ſo viele ſüſſe Empfindungen zu verdanken haben. Allein wir werfen als Kunſtrichter einen zweyten Blick auf ihre Gedichte, und dann können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß auch ſie, dem Geſetze der Muſen getreu, möchten in Verſen gedichtet haben!

Digitized by Google

ben! Gemeiniglich wird, wenn man ſich gegen die poetiſche Proſa erklärt, der Grund angegeben, daß der Zwang des Verſes ſelbſt dem Genie eine gröſſere Stärke mittheilt, ſo wie das in Röhren gezwungene Waſſer eines Springbrunnens ohne ſie nicht empor ſteigen würde. Dieſes iſt wahr; aber es iſt noch nicht genug geſagt. Ohne Zweifel hebt eine Dichtungsart, die weder Proſa noch Verſe iſt, ob ſie gleich von dieſer und jener etwas entlehnt, die Grenzen zwiſchen beyden auf. Wie nothwendig iſt es aber, daß die Grenzen im Reiche der ſchönen Wiſſenſchaften gehörig beſtimmt ſind, und die verſchiedenen Sprachen nicht mit einander verwechſelt werden. Kan man ungeſtraft aus einem Gebiete in das andere überlaufen, und ohne in einem von beyden das Bürgerrecht zu haben, ſich die Vortheile deſſelben anmaſſen, ſo handelt jeder nach Willkühr, und die Geſetze hören auf. Doch man möchte unſern Metaphern nicht glauben, und wir müſſen uns etwas genauer hierüber erklären. Wir dürfen nur das beſte, was wir in poetiſcher Proſa haben, anſehen, ſo bemerken wir bald, daß der Dichter die Unzulänglichkeit der gewählten Dichtungsart ſelbſt empfunden. Oft hat er einen simplen Gedanken, der auch einen ſimplen Ausdruck verlangt. Die Proſa iſt nicht im Stande ihn ſeiner Natur gemäß einzukleiden, ohne daß der ſimple Ausdruck unedel würde. Bloß durch die Harmonie des Sylbenmaſſes könte es geſchehen, und dieſes verſagt ihm die Poeſie. Nun bleibt nichts übrig, als daß man zu einem falſchen Schmucke von Worten ſeine Zuflucht nimmt, den der Gedanke nicht verträgt, und nun geht die edle

Simplicität verlohren. Daher die Menge von Beywörtern, welche überall angebracht werden, um die fehlende Harmonie zu erſetzten, und die zuletzt durch die Verſchwendung des Dichters um allen ihren Nachdruck kommen. Daher ſo viele ermüdende Umſchreibungen von gemeinen Dingen, welche man in Proſa ſo wol als in Verſen, nur in dieſer Gattung nicht, ſchlechtweg nennen darf. Und iſt der Abfall von harmoniſchen zu weniger harmoniſchen Perioden, der faſt unausbleiblich iſt, für nichts zu rechnen? Wird der Wohlklang im Ganzen nicht ungemein dadurch geſtört? Endlich iſt es kaum zu verhüten, daß nicht die Einbildungskraft, der man gar keine Feſſeln anlegt, zuweilen ausſchweifen ſollte. Wenigſtens wird diejenige Kürze, die oft ein Hauptgeſetz für den Dichter iſt, vernachläßigt, und der Gedanke, der nicht zu rechter Zeit verlaſſen worden, ermattet. Bey wirklich groſſen Dichtern iſt dennoch die Gefahr ſo groß nicht; aber wo gerathen ihre Nachahmer hin? Geßneriſche Lieblingswörter werden auf einander gethürmt; ein nichtsbedeutender Gedanke darunter begraben; der leere Schall von tauſend Beywörtern für Harmonie ausgegeben, und am Ende kan der junge Menſch, ohne bey ſeiner Arbeit ein Poet geworden zu ſeyn, nicht einmal mehr ſeine liebe Mutterſprache in vernünftiger Proſa ſchreiben. Kurz, nichts verdirbt ſo ſehr den Geſchmack, als dieſes unſelige Mittelding, für welches wir junge Genies nicht genug warnen können.

Um mit dem Gedichte zu beſchlieſſen, das eigentlich der Gegenſtand unſerer Beurtheilung iſt, ſo haben uns die

Digitized by Google

die wohlgewählten Vignetten eines Oeſers in demſelben um deſto mehr Vergnügen gemacht, da viele von unſern Verlegern in dem Stücke noch ſehr unbeſorgt ſind, ihre Bücher auf eine recht gothiſche Art verzieren, und unſern eiferſüchtigen Nachbarn Gelegenheit geben, ſich über ſie luſtig zu machen.

3.

Des Herrn Nikolas Dietrich Giſeke Poetiſche Werke, herausgegeben von Carl Chriſtian Gärtner, Profeſſor der Sittenlehre und der Redekunſt an dem herzoglichen Collegio Carolino zu Braunſchweig. Braunſchweig, im Verlag der fürſtlichen Waiſenhaus-Buchhandlung 1767. beträgt 420 S. in 8.

Der Dichter, deſſen Werke wir vor uns haben, gehört weder zu den Originaldichtern ſeiner Nation, noch auch zu denen, welche unter jungen Nachahmern einen falſchen Geſchmack ausbreiten können. Warum ſollen wir denn nach ſeinem Tode ihn vor den ſtrengſten Richterſtuhl der Critik fordern, ſeinen Geiſt in jedem Gedichte aufſuchen, Schönheiten und Fehler nebeneinander auf die Wage legen: bloß um den Ausſpruch zu thun, ob man in der Verehrung gegen ihn nicht einige Schritte zu weit gegangen iſt? Nein, ſeine Freunde mögen ungeſtört bey dem Grabe eines Mannes klagen, der ihre Liebe verdiente: wir wollen ihre ſanften Empfindungen nicht unterbrechen, und ſind

ſtolz darauf, zu zeigen, daß wir auch die Eigenſchaften des Herzens zu ſchätzen wiſſen.

Wir bleiben nur bey demjenigen ſtehen, was den Herausgeber betrift, und machen einige allgemeine Bemerkungen, die wir von andern befolgt wünſchten. In der Vorrede erzält uns Herr Gärtner die wichtigſten Lebensumſtände des Verſtorbenen, der im Jahr 1724 zu Günz, einer königlichen Freyſtadt in Niederungarn gebohren wurde. Nach dem Tode ſeines Vaters hielt er ſich in Hamburg auf, ſtudierte in Leipzig und vertrat bey dem Sohne des Herrn Abts Jeruſalem in Braunſchweig, die Stelle eines Hofmeiſters. Im Jahr 1753 ward er als Prediger nach Traubenſtein, in der Inſpection des Fürſtenthums Blankenburg, berufen, wo er ſich verheirathete. Ungefähr nach einem Jahre nahm er in Quedlinburg die Stelle an, welche vor ihm Herr Kramer bekleidet hatte, gieng von da, als Superintendent und Conſiſtorialaſſeſſor nach Sondershauſen, und ſtarb an dieſem Orte im Jahre 1765. Sein Charakter, ſo wie Herr G. ihn ſchildert, iſt zu vortreflich, als daß wir ihn nicht herſetzen ſollten. „Die Gröſſe ſeines Geiſtes und die Güte ſeines Herzens zeigten ſich vorzüglich in der gewiſſenhaften Verwaltung ſeines Amtes. Er wußte wohl, daß man bey ſehr ſchimmernden Gaben und Vorzügen noch wenig Anſpruch auf den Namen eines rechtſchaffenen Mannes hat, wenn man bey ſeinen Amtspflichten nichts weiter thut, als wozu uns die bürgerlichen Geſetze anhalten können. Er gehörte aber auch nicht unter die Gelehrten, welche glauben, ein öffentliches Amt ſey eine hinlängliche Entſchuldigung, allen fernern Umgang mit den Wiſſenſchaften

auf-

Digitized by Google

aufzugeben.„ Es macht dieſes unſerm Giſeke deſto mehr Ehre, da der Hauſe der Geiſtlichen ſehr klein iſt, die auch im Amte noch den Umgang mit den Muſen fortſetzen. Wenn nur bey vielen nicht zugleich die gefälligen freundſchaftlichen Geſinnungen, wozu die Künſte ihr Herz gebildet hatten, ſich in traurigen Ernſt und Unempfindlichkeit verwandelten! Weiter unten fährt Herr G. fort: „Er war nie verlegen in Gegenwart der Groſſen. Er wußte, daß ihnen Ehrerbietung gehörte; aber er war unfähig, ſich und ſie, mit Wiſſen, durch die geringſte Schmeicheley zu erniedrigen. Gegen Geringere war er leutſelig und glaubte, daß ſie auf das gute Beyſpiel und auf die Dienſtfertigkeit der Vornehmern ein Recht hätten. Seine Geſinnungen gegen die Armen beweiſen noch jetzt viel unverdächtige Thränen.„ Wir ſchlieſſen hieraus, daß er nicht bloß auf fremde Unkoſten gutthätig geweſen. „Kein Glück konnte ſeine Beſcheidenheit überraſchen; und nie gieng er aufgerichteter, als wenn ihn unverdiente Unfälle auffoderten, die Gröſſe ſeines Herzens zu zeigen. Der Geſchmack gab allen ſeinen Handlungen eine gewiſſe Anmuth; er hielt es aber für einen Misbrauch deſſelben, ihn von dem gröſſern Theile der Menſchen zu erwarten, oder an Perſonen, denen er fehlte, andre gute Eigenſchaften zu überſehen. Sein Witz war nicht voreilig noch überflieſſend, und er wußte ihn eben ſo glücklich zu unterdrücken, als zu brau chen. — Er war gegen das Lob nicht gleichgültig; er räumt e es aber nur wenig Leuten ein, daß ſie loben könnten. Er ſelbſt rühmte das Gute, wo er es fand, aufrichtig, aber nie übertrieben. Er ſorgte als ein ehrlicher Mann dafür, ſein Lob niemals aus einer un-

recht verſtandenen Gutherzigkeit zu verſchleudern, damit es bey Würdigen, denen es nutzen ſollte, ſeinen Werth behielte. Bisweilen war er in Geſellſchaften, wo er die Freyheit zu ſchweigen hatte, zu ſtill; und er ließ ſich oft von ſolchen Rednern, denen ihre Stimme gefiel, ſehr geduldig unterrichten, ohne von ihnen etwas zu lernen. Kam es aber darauf an, die Rechte ſeines Amtes, die Wahrheit, die Tugend, oder einer unterdrückten Unſchuld zu vertheidigen; ſo war auch niemand ſo groß, dem er nicht mit der edelſten Freymüthigkeit zeigte, daß ſein vorhergegangenes Stillſchweigen aus edlern Urſachen, als aus Blödigkeit entſtanden war. An Freunden war er im eigentlichſten Verſtande reich. An allen Orten, wo er ſich aufhielt, wurden immer die hochachtungswürdigſten Perſonen ſeine Freunde. — Seine Kinder ſah er als junge Freunde an, die er aus den Händen ſeiner Gattin erhalten hätte.„ Dieſer entworfene Charakter unterſcheidet ſich von vielen andern dadurch, daß er nicht eine zu allgemeine Lobrede iſt, die auf jeden tugendhaften und redlichen Mann gehalten werden könnte. (Dergleichen pflegen gar zu oft die Schilderungen der Verſtorbenen zu ſeyn.) Er wird dadurch perſönlich, daß Herr G. in das Detaille der guten Eigenſchaften hineingeht, und zeigt, welche davon in dem Betragen eines Giſeke in einem gröſſeren Lichte ſich zeigten. Dennoch finden wir auch in dieſer Lebensbeſchreibung das noch nicht, was wir bisher faſt bey allen unſern Biographen vergebens geſucht haben. Kleine Umſtände, die in dem Leben berühmter Leute unendlich intereſſant ſind; geringſcheinende Begebenheiten, die aber, indem man nicht auf ſie vorbereitet

iſt,

iſt, indem ſie das Herz überraſchen und in ſeiner wahren Lage antreffen, unſere geheimſten Geſinnungen oft am beſten an den Tag legen; Familienauftritte, worin die wahre Güte eines Herzens, das ſich immer gleich iſt, ſich ſelbſt auf die liebenswürdigſte Art ſchildert; wenige Worte in gewiſſen Situationen geſagt oder geſchrieben, in denen ſie von der Gröſſe des Geiſtes, mehr als die ſchönſte That, zeugen. Alles dieſes vermiſſen wir bey den Biographen unſerer Nation, und hierin werden wir gewiß von unſern Nachbarn weit übertroffen. Wie ſehr lieben wir einen Racine, wenn er die Einladung zu einer fürſtlichen Tafel an einem Tage ausſchlägt, wo ſeine Kinder ſich ein Feſt daraus machten, ihn bey ſich zu behalten; wenn er dem Bedienten ohne Umſchweife dieſe Urſache davon angiebt, und ſagt: könnte ich das woi meinen Kindern zu Leide thun, ihre Freude zu ſtöhren? Hier ſehen wir den Mann, der nichts als Zärtlichkeit für ſeine Familie iſt, der ſich zu ihren kleinſten Vergnügungen herabläßt: dem ſie wichtig genug ſind, um ſie der Gefälligkeit gegen die Groſſen nachzuſetzen. Und dieſer Mann iſt der Verfaſſer der Athalie! Wie liebenswürdig, und zugleich, wie viel wahre Gröſſe! Hier iſt nicht das verdächtige Lob eines Redners, oder eines zu gütigen Freundes. Nur derjenige konnte ſo handeln, der wie Racine dachte.

Sollte ein Giſeke, den ſein Freund auf eine ſo vortrefliche Art rühmt, nichts gethan, nichts geſagt haben, das wir mit Vergnügen läſen? Von wem aber konnten wir die Erzählung davon mit mehrerm Rechte er-

warten, als von einem Manne, der mit ihm in der genaueſten Verbindung ſtand? Freylich ſehen wir die Schwierigkeiten wohl ein, die bey einer ſolchen Lebensbeſchreibung ſich finden. Es muß bey den Umſtänden ſelbſt eine gar zu vorſichtige Wahl getroffen werden. Bey einigen ſind Perſonen intereßiert, welche aus einer falſchen Beſcheidenheit ihre Namen nicht hergeben wollen; ſo wie wir in dem Stücke überhaupt noch etwas ſehr ſteifes und ängſtliches haben. Warum darf man denn nicht wiſſen, daß dieſer oder jener mit einem Brockes, einem Hagedorn beym Glaſe Wein geſcherzt, daß dieſes oder jenes Frauenzimmer zu einem artigen Gedichte Anlaß gegeben? Noch mehr, wem gereicht es zur Schande, daß Gellert oder Uz an ihn geſchrieben? Iſt es nicht ein lächerliches Vorurtheil, ein thörichter Zwang, der dieſe Männer nöthigt, alle Namen behutſam zu verſchweigen, bey deren Nennung ihre Briefe doch unſtreitig gewönnen? So lange wir dieſen Ton beybehalten, können wir ohnmöglich die groſſen Geiſter unſerer Zeit vollkommen kennen lernen, und unſre Lebensbeſchreibungen werden immer der gröſten Annehmlichkeiten entbehren müſſen. Bey einem Dichter iſt es ein ganz beſonderer Vortheil, wenn man mit ſeiner Art zu handeln, auch im Kleinen bekannt iſt. Zuweilen giebt uns dieſes erſt den rechten Geſichtspunkt an, aus dem wir ſeine Gedichte beurtheilen müſſen. Die Scherze eines Chapelle gefallen uns doppelt, wenn wir verſchiedne luſtige Anekdoten aus ſeinem Leben wiſſen. Auch die Freunde eines ſolchen Schriftſtellers zu kennen, iſt für dem Leſer im höchſten Grade intereſſant. Wir begleiten einen Chaulieu in den angeneh-

nnen

Digitized by Google

nen Zirkel ſeiner Lieblinge; wir verſetzen uns in die Zeit, in die Verfaſſung, worin er ſchrieb, und fühlen viele von ſeinen Geſängen beſſer, weil uns die Gelegenheit, die ſie hervorbrachte, nicht unbekant iſt. Von einem unſerer Dichter iſt uns das Leben auf dieſe Art beſchrieben. So ſtolz auch die heutigen Schriftſteller, auf den, der es ſchrieb, herabſehen; ſo könnte er doch hierin ihnen zum Muſter dienen, und es wäre zu wünſchen, daß wir mehrere Biographien hätten, die in Abſicht der Einrichtung der von unſerm Canitz glichen. Doch wir dürfen uns wol nicht länger hierbey aufhalten.

Gegen die Begierde der Herausgeber, alles von verſtorbenen Schriftſtellern zu ſamlen, und mitzutheilen, iſt ſchon genug geſchrieben worden; allein der Eigennutz des Verlegers, oder die übertriebne Nachſicht eines Freundes laſſen ſich dadurch nicht abhalten. Wird man nie einſehen, wie ſchlecht man für den Ruhm derjenigen, die man verewigen will, ſorgt, wenn man jeden Verſuch ihrer Muſe dem Urtheile einer ganzen Nation freyſtellt? Die gröſte Strenge iſt hier Zärtlichkeit; es iſt eine Wohlthat, alle Geburten des Freundes zu tilgen, die ſeiner nicht würdig ſind. Wenn erſt die Freundſchaft nicht mehr für ihn redet, wenn das Andenken an Thaten, die ſchöner als ſeine Lieder waren, erloſchen iſt, dann thut die Critik über den Dichter ihren feyerlichen Ausſpruch, und das Volk ſtimt ihr bey. Sollte Herr Gärtner die ſo allgemeine Schwachheit der Herausgeber beſiegt, ſollte er ohne Mitleid das zur Vergeſſenheit verdammt haben, was für

Digitized by Google

ſie geſchrieben war? Wir hätten uns deſſen gern überredet; allein, wir fanden ſo manches Lied, ſo manche Erzählung, die er als Kunſtrichter ohnmöglich billigen konnte. Die Epigrammatiſchen Gedichte inſonderheit — hätte er ſie wenigſtens zur Ehre des Verfaſſers ſterben laſſen! In den angehängten Briefen treffen wir auch die naiven Verſe nicht an, die uns Herr G. verſpricht. Ueberhaupt ſcheint uns das Naive gar nicht in den Charakter dieſes Dichters zu gehören.

Um endlich ein kurzes allgemeines Urtheil über unſeren Giſeke zu fällen, ſo glauben wir, daß er dem Lehrgedichte ſein ganzes Genie hätte widmen ſollen. Alles, was er in dieſer Gattung geſchrieben hat, zeigt uns in ihm den glücklichen Nachahmer eines Hagedorns, und, wenn die Freundſchaft eine ſolche Vergleichung verlangte; warum hat man ihn nicht lieber mit dieſem, als mit Opitz verglichen?

4. Siegeslied Moſis.

Dieſes noch ungedruckte Gedicht iſt ein Geſchenk der Freundſchaft von unſern fürtreflichen Gleim. Er gab es einem ſeiner jungen Freunde, der ihn zärtlich darum bat, und die Gröſſe des Verdienſtes empfand, es zuerſt dem Publikum mitzutheilen. Ein Lied, von der Muſe geſungen, die auf Leichen hoch einhergieng, und Friedrichs Siege prieß, die mit Schauder,

Digitized by Google

der, mit Bewunderung und Patriotiſmus jedes Herz erfüllte, deren Geſänge, wenn auch ſie allein übrig blieben, hinreichten, die ganze Nation zu verewigen, und einer Nachwelt die heiligſte Ehrfurcht gegen unſere Dichtkunſt einzuprägen: wer wird nicht den Werth eines ſolchen Geſchenks fühlen, und wie vielen Dank erwartet der Beſitzer deſſelben von ſeinen Leſern? Alles was die Orientaliſche Sprache von Würde und Majeſtät hat; die Kühnheit der Bilder, die erhabene Kürze, das Feuer, das ſich unwiderſtehlich der Seele bemächtigt, alles dieſes in unſerer Sprache nachzuahmen, würde vielleicht keinem, als dem gelingen, welcher den Ton der Kriegslieder fand. Wir hören nicht den Nachahmer; wir hören den Orientaliſchen Dichter ſelbſt. So ſang er von dem göttlichen Siege begeiſtert!

„Lob Preiß und Dank ſing ich dem HErrn
Der ſeine Macht bewährt!
Allmächtig ſtürzt er in das Meer
Den Reuter und das Pferd!

Mein Ruhm und meine Kraft iſt er,
Auf ihn verlaß ich mich!
Ihm, meinem Helfer, meinem GOtt
Lob, Preiß und Dank ſing ich!

Sein Nahm' iſt HErr, HErr Zebaoth
Iſt Krieges-Mann, iſt Held!
Dein Nahme, du Allmächtiger!
Erſchall' in alle Welt.

Die

Die ſtolzen Wagen Pharaons
Haſt du geſtürzt ins Meer!
Im rothen Meer haſt du erſäuft
Sein auserwähltes Heer!

Verſchlungen hat des Meeres Schlund
Sie tief in ſich hinein!
Hinabgefallen auf den Grund
Sind ſie, als wie ein Stein!

HErr, deine Rechte hat an uns
Bewieſen ihre Kraft!
Mit ihrer Stärke hat ſie bald
Den Feind hinweg geſchaft!

Wuth ſchnaubend ſtand er wider dich
Der ſtolze Pharao!
Du ſandteſt deinen Zorn auf ihn
Weg fraß er ihn, wie Stroh!

Hoch auf hat ſie dein Hauch gethürmt,
Die Waſſer vor uns her!
Wie feſte Mauren ſtanden ſie,
Und Bahn gieng durch das Meer!

Verfolgen, ſprach der Feind, will ich,
Erhaſchen will ich ſie!
Austheilen will ich meinen Raub,
Hinwürgen will ich ſie!

Du

Digitized by Google

Du dachteſt, HErr, an deinen Bund!
Fußvolk und Reuterey!
Kam um, fiel nieder auf den Grund
Als wie ein Klumpen Bley!

Du streckteſt zürnend deinen Arm.
Die Erde that ſich auf!
Verſchlungen war der ſtolze Schwarm,
Und Felſen ſtürzten drauf!

Von allen Starken, HErr, wer iſt
Dir gleich in ſeiner Kraft?
So rein in ſeiner Heiligkeit?
So ſchrecklich wunderhaft?

Barmherziger, du haſt allein
Dein Volk hieher gebracht!
Getragen in dein Eigenthum
Wird es durch deine Macht!

Vernehmen ſollen es, o HErr
Die Völker aller Welt,
Daß du Allmächtiger es biſt,
Du, unſer Kriegesheld!

Erzittern ſollen vor uns her
Die Götzendiener; Schmerz
Soll ſie befallen, Angſt und Furcht
Einziehen in ihr Herz!

Und

Digitized by Google

Und ihre Fürſten? jeder ſoll
HErr, deine Schrecken ſehn!
Ganz Moab und ganz Canaan,
Soll unbeweglich ſtehn,

Als wie ein Felſen, biß dein Volk
Hindurch geleitet iſt,
Dein Volk, von welchem du, o HErr,
Monarch geworden biſt!

Hinbringen wirſt du es gewiß
Mit deiner ſtarken Hand,
In ſeinen Sitz, auf deinen Berg
In dein gelobtes Land!

Erhaben über Raum und Zeit
Ein wunderbarer Held,
Regiert der HErr in Ewigkeit
In ſeiner groſſen Welt!

Denn, Pharao voll Stolz und Liſt
Mit ſeinem groſſen Heer
Und ſeinen Krieges-Wagen iſt
Gegangen in das Meer!

Und über ſie und ihre Wuth
Vor GOttes Thaten blind,
Iſt hergeſtürzt die Meeres-Fluth
Bis ſie ertrunken ſind!

Hinge-

Digitized by Google

Hingegen ſtand das rothe Meer
Wie eine Felſen-Burg!
Und ruhig und mit trocknem Fuß
Gieng Iſrael hindurch.„

B.

5.

Olint und Sophronia, ein Gedicht in drey Geſängen, nebſt einem Anhange einiger andern Gedichte, von Gottlob Sebaſtian von Lucke. Zum Druck befördert von Friedrich Willhelm Zachariä. Braunſchweig, im Verlag der fürſtlichen Waiſenhausbuchhandlung. 1767. Beträgt 4 Bogen in 8.

Der Herausgeber dieſer Gedichte ertheilt uns von dem Verfaſſer derſelben folgende Nachricht: „Herr v. Lucke, ein Edelmann aus Großpohlen, - - - - war eine vorzügliche Zierde des hieſigen Collegii Carolini. Er ſtarb den 27ten Octob. 1762. zu Leipzig, in der erſten Blüthe ſeiner Jahre, an einer auszehrenden Krankheit; von allen, die ihn kannten, ſelbſt von unſerm Gellert, wegen ſeines edlen, ſtillen, und ſanften Charakters geliebt und hochgeachtet, u. ſ. w.„ Wenn wir dieſer kleinen Sammlung in unſerer Bibliothek eine Stelle einräumen, ſo geſchieht es deswegen, um unſeren Jungen von Adel ein neues Beyſpiel zu geben, wie reitzend für einen denkenden Geiſt das Lob der

fei-

Digitized by Google

feineren Welt iſt, und wie weit unter dieſem die glänzendeſten Ehrenſtellen, die Vorrechte der Geburt, und die Gnade der Fürſten ſtehen. Wenn Hr. Zachariä am Ende des Vorberichts ſagt: „der Kenner wird ohne mein Erinnern die kühne Hand eines jungen Meiſters darin wahrnehmen, der ſeine eigne Manier, ſein eigenes Colorit hatte, und auf dem glücklichſten Wege war, ein Originaldichter zu werden„ ſo können wir ihm nicht hierin beyſtimmen, indem wir in jedem Gedichte den nachgeahmten Lehrer antreffen. Warum müſſen auf dieſem Wege ſo viele von unſern guten Köpfen, die vielleicht ſonſt Originaldichter geworden wären, ſich verirren? Die Verſuche eines ſiebzehnjährigen Jünglings mit aller Strenge des Kunſtrichters zu unterſuchen, würde unſeren Geſinnungen ganz entgegen ſeyn. Wie gern beſtreuen wir jungen Genies den Weg mit Blumen, den ſo wenige zu gehen Muth genug haben! Folgende Stelle wollen wir aus dem erſten Gedichte zum Beyſpiel herſetzen, wo Sophroniens Geliebter ſich, für ſie zu ſterben, dem Scheiterhauffen nähert.

„Sophronia erhebt die Augen, blickt
„Leutſelig auf ihn. O warum kömſt du,
„Du armer Unverſchuldeter, warum?
„Sprich, welcher Rathſchlag, welche Raſerey
„Führt, oder reißt dich her? — So bin ich denn
„Allein, was eines Menſchen Zorn vermag,
„Nicht ſtark genug, zu leiden? — Ich, auch ich
„Hab' eine Bruſt, die ſich für einen Tod
„Allein genug hält, nicht Gefährten wünſcht.

„Jetzt

Digitized by Google

„Jeʒt war Olint bis zur Gebundenen
„Hindurchgedrungen. Ganz ermattet, faßt
„Er ihre Kett', und ſinkt an ihrem Fuß
„Zur Erd', und ſchluchſt: Warum, Sophronia,
„Warum erwähleſt du den Tod? — dies Herz
„Schon lange brennet es von geheimer Gluth,
„Von deiner Liebe. Zitternd ſag' ich jetzt,
„Was meine Zunge deinem keuſchen Ohr,
„Für höhre Sachen, und für GOttes Lob
„Nur Ohr bißher, verſchwieg; — ich liebe dich.
„O lebe, Göttliche! laß mir den Tod!
„Mir, der das Leben ſcheut, und Tod begehrt!„

Doch noch eine Stelle aus eben dieſem Gedichte, welche der Verfaſſer dem Taſſo nicht zu danken hat, und hierbey eine Anmerkung für diejenigen, welche angehende Dichter bilden!

— „Wie, zur Zeit des nahenden
„Gewitters, plötzlich ſich die Luft empört:
„Das wogigte Gewölk durchſchieſſet ſchnell
„Des Himmels weiten Bogen, ihn in Nacht
„Verhüllend; der gethürmte Hagelſtrom,
„Der droh'nde Sturm, der nahe Wolkenbruch
„Rauſcht über der erblaßten Erde hin;
„Fern rollt des hohlen Donners dumpf Getös,
„Zehntauſend eh'rne Wagen; ſinkend ſucht
„Nun jeder Fittig, deſſen ändernd Gold
„Erſt in der Sonne ſchimmerte, ſein Dach,
„Des Felſen Wund', und zitternd fliehet Menſch,
„Und Thier in grauſe Höhlen. So ertönt
„Im wilden Aufruhr ganz Jeruſalem.„

Digitized by Google

Warum gewöhnt man doch diejenigen, die man zu unterrichten hat, nicht mehr an die edle Simplicität der Alten? Warum nimmt man ihnen nicht den allzuhäufigen Gebrauch der Lieblingsausdrücke, die ſie aus allen Schriftſtellern zuſammentragen, und denn, wie ſie, zu ſchreiben glauben? Warum ſagt man ihnen nicht nachdrücklicher, daß gehäufte Beywörter, und eine Verſchwendung von Bildern, unter denen man ſich verliert, das Erhabene tödten? Warum giebt man ihnen nicht zu erkennen, daß ein ponto nox incubat atra des Virgils die Finſterniß bey einem Gewitter beſſer ausdrückt, als zwanzig hochtönende Verſe, bey denen dem Leſer nicht für dem Gewitter, ſondern für dem Dichter Angſt wird, und, um nicht wieder ſo einen Sturm zu erleben, das Werk auf immer bey Seite legt?

B.

6.

D. Johann Heinrich Fabers, Churfürſtlichen Maynziſchen Hofgerichtsraths, öffentlichen Lehrers der Rechte und ſchönen Wiſſenſchaften auf der hohen Schule zu Maynz, Anfangsgründe der ſchönen Wiſſenſchaften zu dem Gebrauche ſeiner academiſchen Vorleſungen. Maynz, gedruckt in der Churfürſtl. Hof- und Univerſitäts-Buchdruckerey, durch Benjamin Weyland. 1767. 2 Alph. 17 Bogen in Octav.

Weder der Verfaſſer dieſes Buchs noch ſeine Leſer werden es uns verdenken, wenn wir geſtehen, daß

daß wir beym erſten Anblick eines zu Maynz erſchienenen Werks über die ſchönen Wiſſenſchaften ziemlich mißtrauiſch waren, und es beynahe gar nicht geleſen hätten, wenn wir nicht gewiſſen Vorurtheilen auf einige Zeit entſaget hätten. Wie? dachten wir, ein groſſes dickes Buch über die ſchönen Wiſſenſchaften, aus einer Gegend, deren Bewohner und Nachbarn kaum wiſſen, ob auch Deutſchland Klopſtocke und Utze beſitze? und, dieſes Buch von einem Lehrer auf der Maynziſchen Univerſität, von einem Manne, der zugleich ein Rechtsgelehrter iſt? Gewiß, unſer Zutrauen auf die Güte und Brauchbarkeit einer ſolchen Schrift war ſehr geringe; und, ſollte es wohl bey andern gröſſer ſeyn? Allein, wie angenehm fanden wir uns hintergangen! Keine ſcholaſtiſche Grillenfängerey, keinen barbariſchen Geſchmack, keine ſchiefen Einſichten, das Gegentheil von alle dieſem entdeckten wir hier; einen wahren Orpheus, der mit harmoniſchen Tönen einer lieblich klingenden Leyer ſeine Thrazier um ſich zu verſammeln bemüht iſt, einen Anacharſis, welcher rohen Scythen Schätze von Weisheit zuträgt, die vorher weit von ihren Gränzen gelehrt und von ihnen nicht geſehen, nicht gebraucht waren. Kurz, Herr Faber hat ſich durch dieſes Werk ein Denkmahl geſtiftet, welches Enkel noch bewundern und ſegnen werden. Ein reiner und von Provinzialwörtern unentſtellter Ausdruck, eine gefällige Simplicität und Einkleidung der Gedanken, ein nie genug zu lobender Patriotiſmus, eine vernünftige und wohl überdachte Wahl der Materialien, Kentniß guter Schriftſteller aus den alten und neuen Zeiten, alles dieſes finden wir mit einer

würklichen Bewunderung in ſeiner Schrift vereiniget. Er iſt von keiner ſo genannten Secte; Bodmer und Gottſched gelten ihm gleich viel; beyden folget er, wo es die Klugheit befiehlt; beyde verläßt er, wenn dieſe Führerin gebietet. Kurz, wir haben uns beym Durchleſen dieſes Buchs überzeugt, daß es in gewiſſer Betrachtung einem Gelehrten zu Leipzig, oder Berlin, oder in einer andern aufgeklärten Provinz von Deutſchland Ehre machen würde.

Nur wenig Erinnerungen werden wir zu machen haben, und wenn wir ſie machen, ſo geſchiehet es aus keiner andern Abſicht, als Herrn Fabern aufzumuntern, ſeinem Buche mit der Zeit gar eine klaßiſche Vollkommenheit zu verſchaffen, welches ihm ſehr leicht ſeyn wird, weil es blos auf einige Kleinigkeiten ankommt.

Sein Plan überhaupt iſt dieſer: Zuerſt macht er einige allgemeine Anmerkungen über die ſchönen Wiſſenſchaften, über die Erziehung, über das Genie, über den Geſchmack, über die Nachahmung §. 1-68. Dann kommt er auf die Sprachen und auf die Erlernung derſelben überhaupt §. 69-73. Hierauf handelt er von der griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Sprache beſonders §. 74-86, von der deutſchen Sprache (wo eine kurze aber hinlängliche Grammatik eingeſchaltet iſt) mit Recht umſtändlich §. 87-118, von der deutſchen Tonmeſſung §. 119-126. Von hier gehet er auf die Beredſamkeit §. 127-168, und endlich auf die Dichtkunſt über §. 169-231.

In einem kurzen Vorberichte ſagt Herr Faber: „Gegenwärtige Blätter ſollen mir keinen Weg zur Un-

„ſterb-

„ſterblichkeit bahnen. So hoch ſchwingen ſich meine „Wünſche nicht. Sie ſollen eine Anleitung ſeyn, unſere Jünglinge das wahre Schöne fühlen zu lehren „und ſie auf die Kenntniſſe fremder guter Schriftſteller zu führen; ich möchte lieber ihren Geſchmack gebildet, als mich verewiget wiſſen.„ Wie edel! wie beſcheiden! wie patriotiſch! „Aus eben dieſem Grunde, fährt er fort, ſchäme ich mich nicht zu geſtehen, „daß meine Lehrſätze Sammlungen aus den beſten „neuern Werken ſind, und was wäre es, wenn man „ſie auch zuweilen Auszüge aus denſelben nennen wollte? nützen uns wohl die Bienen weniger, weil ſie „ihren Honig aus den Blumen ſaugen?„

Mit dieſem Geſtändniſſe kan man zufrieden ſeyn. Herr Faber hat würklich den größten Theil ſeines Buchs aus andern Schriften zuſammen geſetzt; und um nur ein Beyſpiel anzuführen, die ganze Lehre von Erlernung der Sprachen hat er dem Rollin abgeborgt, ſehr oft von Wort zu Wort. Allein er hat dieſen und andere Männer mit Ueberlegung zu Rathe gezogen und genutzt. Noch mehr; wenn er auch den ganzen Rollin oder Batteux für ſeine jungen Untergebenen hätte abdrucken laſſen, und ihnen durch Erklärung derſelben den Weg zum Tempel des Geſchmacks gezeigt hätte; ſo würden wir ihm dies ſchon zu einem nicht geringen Verdienſt anrechnen. Wir wünſchen daher nichts mehr, als daß er unſere wenigen und anderer Freunde Anmerkungen bey einer neuen Auflage ſeines Buchs anwenden möge.

Wir waren Anfangs Willens, dem Herrn Verfaſſer zu rathen, daß er mit der Zeit dieſe Anfangs-

Digitized by Google

gründe, weil es doch Anfangsgründe ſeyn ſollen, etwas kürzer und mit weniger Worten ausarbeiten möchte: allein, vielleicht, dachten wir, hat er es nicht ohne Vorbedacht gethan; vielleicht hat er durch einen etwas wortreichern Vortrag die Trockenheit vermeiden und ſeine patriotiſchen Geſinnungen auch auf Leute würken laſſen wollen, die ſeines mündlichen Unterrichts nicht genieſſen können.

Sein Verzeichniß von unſern deutſchen Ueberſetzungen griechiſcher Schriftſteller S. 54, kan er mit verſchiedenen vermehren, die ſeit dem J. 1762 erſchienen ſind.

Warum S. 70 Home's Elements on Criticiſm (die hier falſch Principes of Criticiſm heiſſen) unter den Büchern, die zur Erlernung der lateiniſchen Sprache dienen, angeführt werde, können wir nicht errathen.

S. 72. hätte Herr Heyne in Göttingen nicht mehr als Bibliothecar in Dresden genannt werden ſollen.

S. 73. Curtius (oder vielmehr Cortius oder Kortte) hat nicht alle Werke des Cicero, ſondern nur ſeine Briefe ad Diuerſos heraus gegeben.

Warum iſt wohl Goguet S. 75 unter die Bücher geſetzt worden, aus welchen man ſich eine Kenntniß der römiſchen Schriftſteller erwerben ſoll?

Herrn Heinzens Anmerkungen über Gottſchedens deutſche Grammatick kennet Herr Faber (S. 87); wenn er ſie aber nur auch fleißiger ſich zu Nutz gemacht hätte.

Wenn

Digitized by Google

Wenn S. 91 u. f. das Leſen gewiſſer Wochenſchriften der Jugend angeprieſen, wenn unter dieſen der **Patriot**, die **vernünftigen Tadlerinnen** und der **Bidermann** als die beſten genannt, und behauptet wird, es herrſche Reinigkeit der Sprache, Zierlichkeit des Ausdrucks, Lebhaftigkeit der Gedanken und Einfälle ꝛc. darinnen: ſo können wir dieſes Urtheil ohnmöglich unterſchreiben. Herr **Faber** wiſſe, daß wir zur Bildung des Geſchmacks in der deutſchen Sprache am allerwenigſten Wochenſchriften anrathen möchten. Denn wenn ſie auch noch ſo gut geſchrieben ſind, wie z. B. der **Jüngling**, ſo macht doch die Verſchiedenheit der Verfaſſer, daß der Stil und die Denkungsart eines Anfängers dadurch keine Feſtigkeit erlangt.

Des Verfaſſers Anweiſung zur deutſchen Proſodie iſt mit Geſchmack geſchrieben, und verdient Beyfall. Nur die Exempel hätten bisweilen beſſer gewählt werden ſollen, nicht aus dem **Omeis**, **Schönaich**, **Heräus** ꝛc..

Nicht ohne Urſache ſetzen wir die Stelle S. 220 her, wo der Verfaſſer zu den ſchönen Wiſſenſchaften ſelbſt übergehet. „Auf die Sprachlehre, ſagt er, folgen nun die andern Theile der ſchönen Wiſſenſchaften, „welche nicht ſo trocken und abgeſondert ſind, als jene. „Sie fodern aber hingegen auch mehr Fähigkeiten, „denn ſie ſind eine Beſchäftigung des Geiſtes, und nicht „des Gedächtniſſes. Fühlloſe, träge und von Vorurtheilen angefüllte Geiſter ſollen dieſes Feld gar nicht „betreten; dieſe Speiſe iſt zu zart für ſie. Man muß „ſie mit Erbarmung anſehen und ihren Umgang flie-

„hen, weil die Mühe, ſie zu unterrichten und zu beſſern „vergebens iſt. Selbſt unter den Jünglingen, für „welche doch ſchon die Anfangsgründe dieſer Wiſſen„ſchaften beſtimmt ſind, iſt doch noch eine ſorgfältige „Wahl anzuſtellen. Träge Genies werden ſich nie„mals zu der hohen Stufe der Vollkommenheit des „gebildeten Verſtandes ſchwingen können und Seelen „von kaltem Gefühle werden nie von dem himmliſchen „Feuer der Empfindung erhitzt werden; da hingegen „allzu lebhafte Geiſter den ſtillen Geſetzen und dem „leichten Winke der Natur nicht gehorchen und ſchon „in den erſten Schritten die von ihr geſetzten Schran„ken eilfertig überſchreiten. Ein anhaltender Unter„richt und öftere Beyſpiele erfordern viel Zeit, bis ſie „den überzeugenden Redner und den reitzenden Dichter „gebildet haben.„ Maynz mag ſich glücklich ſchätzen, einen Mann von dieſen Geſinnungen zu ſeinem Lehrer zu haben!

S. 228 u. f. hätten bey den deutſchen Büchern von der Beredſamkeit billig **Gottſched, Fabricius, Hallbauer, von Juſti, Lindner,** und die Schriften der **Gottſchediſchen** Rednergeſellſchaft wegbleiben ſollen. Am wenigſten begreifen wir, wie Herr Faber **Heumanns** verdeutſchte Reden Cicerons empfehlen kan. S. 229 muß es anſtatt Tyrius heiſſen **Maximus Tyrius**, der nicht einmal hierher gehört.

S. 256 u. ff. ſind wir erſchrocken, als wir die unſelige Lehre von den Chrieen auf gut Gottſchediſch vorgetragen fanden.

Digitized by Google

Auf der 445ſten Seite wünſchten wir nicht des Le Brun Virgilium Chriſtianum und des *Carrarae* Columbum empfohlen zu ſehen.

Unter den deutſchen Poeticken und Dichtern ſollten nicht folgende Namen ſtehen: Gottſched, Rachel, Pietſch, Drollinger, Huber, Holberg, und am wenigſten der Verfaſſer der Beyträge zur deutſchen Maculatur.

Bey der Poetick, die am weitläuftigſten abgehandelt iſt, hätten wir noch am meiſten zu erinnern z. B. wenn S. 881 Triller, von Scheyb, Lindner, Stöckel und M. Pantke als gute Dichter gerühmt werden: allein wir wollen eine allgemeine Anmerkung herſetzen, die wir Herrn Fabern zu überlegen und zu brauchen bitten.

Gottſched muß mit ſeinem ausgeziſchten Anhange bey der Poetick gänzlich weg bleiben. Die Poetick des Herrn Fabers wird zuverläßig eine feinere und gefälligere Geſtalt gewinnen, wenn er bey einer neuen Auflage Marmontels Poëtique françoiſe, Duſchens Briefe zur Bildung des Geſchmacks, Riedels Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, und einige andere gute Werke, die das Publikum gebilliget hat, zu Führern wählen will. Wir zweifeln nicht, daß er dieſer Bitte Gehör geben werde. Wir finden, daß es ihm nicht an den beſten Willen fehlt. Die Wahrheit iſt ihm, wie wir ſchon geſagt haben, lieb, ohne Rückſicht auf gewiſſe Partheyen in den ſchönen Wiſſenſchaften. Er äuſſert in vielen Dingen Geſchmack; wie ſchön, wie vortreflich, wie intereſſant für ihn und ſeine Landsleute würde es ſeyn,

wenn er dieſen Geſchmack durch alle Theile ſeines Werks ausbreiten wollte. Doch, vielleicht ſind die von uns angeführten Bücher in ſeiner Gegend noch nicht bekannt worden. Wir haben uns ſchon genug gewundert, daß ihm unſere beſten Dichter, ein Klopſtock, ein Gleim, ein Uz, ein Gellert, ein Weiſſe, Leßing, Duſch und andere bekannt waren.

L.

7.

Lieder für Kinder. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1767. beträgt 66 S. in 8.

Den Dichter, welcher ſonſt, ein Nacheiferer des Shakeſpear, auf der Bühne Schrecken und Mitleid erregt, jetzt in einem Zirkel von kleinen Knaben und Mädchen zu ſehen, für die er Liederchen ſingt; welch ein liebenswürdiger Anblick! Tugendhafte Jünglinge und wohlerzogene Schönen müſſen ihrem Lehrer einſt die edlen Empfindungen verdanken, die er in ihnen hervor gebracht. Seine Lieder geben dem Herzen das Gefühl der Freude, welches von einem glücklichen Character unzertrennlich iſt; ſie bilden den Geſchmack, und jeder Ton iſt Unſchuld. Je mehr er ſich zu den kleinen Begriffen ſeiner Geſpielen herab läßt, deſto gröſſer wird er uns, deſto verehrungswürdiger. Doch wir wollen eins von ſeinen Liedern hierher ſetzen.

„Das

Digitized by Google

„Das Vogelneſt.

Da hab ich es, das Hänflingsneſt!
Nun iſt mirs endlich doch gelungen:
Das ganze Neſt und mit vier Jungen: —
Ja ſträubt Euch nur, ich halt Euch feſt.

Doch wie harmt nicht der Eltern Paar!
Soll oder ſoll ich ſie nicht nehmen?
Nein, nein, deß müßt ich mich ja ſchämen,
Ich handelte wie ein Barbar.

Wie oft hat mich nicht ihr Geſang,
Lag ich im Graſe dort geſtrecket,
Zu Harmonie und Luſt erwecket,
Und dieß wär nun der ganze Dank?

Ich riß ihr armes Häußchen ab,
Das ſie nach Gaſtrecht mir vertrauet,
Von Mooß und Stroh ſich ſelbſt erbauet,
Zu dem ich nicht ein Hälmchen gab.

Wenn eine räuberiſche Hand
Mich meinen Aeltern nun entriſſen?
Was würden da die Thränen flieſſen,
Wie jammervoll wär unſer Stand!

Nein, liebe Sänger, bleibt in Ruh,
Hier habt ihr Eure Kinder wieder:
Vervielfacht ſingt ihr Eure Lieder,
Mir dann aufs nächſte Frühjahr zu.„

Welch

Digitized by Google

Welch eine allerliebſte tändelnde Sprache, und welche feine Sentiments! Ein Mitleid mit alle dem, was uns umgiebt, eine Sorge für das Vergnügen der geringſten Geſchöpfe, ein Widerwille gegen eine That, deren Grauſamkeit nur ein recht ſanft gebildetes Herz uns lehren kan, eine zärtliche Dankbarkeit bey dem Andenken genoſſener Freuden — wie glücklich iſt alles dieſes aus der ſimpelſten Idee entwickelt! Der Verfaſſer wußte, daß gewiſſe Kleinigkeiten, die man bey Kindern ſelten einer Aufmerkſamkeit würdigt, oft auf ihre ganze Denkungsart einen Einfluß haben. Dürfen wir nicht auch das folgende Lied noch abſchreiben? Es zeigt uns den Dichter in einer gar zu vortreflichen Geſtalt. Meiſterſtücke genug hat die Dichtkunſt, worauf ſie ſtolz ſeyn kan; aber nicht oft ſtellt ſie von einem ihrer Lieblinge ein Bildniß auf, das dieſem gleicht.

„Ermahnung an zwey Kinder.

Süſſes Mädchen, holder Knabe!
Spielt nur, ſpielt in meinem Schooß!
Wenn ich Euch in Armen habe,
Bin ich wie ein König groß.
Euer Stammeln, Euer Lallen,
Iſt für mich Beredſamkeit:
Euer Wunſch, mir zu gefallen,
Wolluſt und Zufriedenheit.

Wenn mich Eure Händchen ſtreicheln,
Sanft mir Euer Auge lacht:

O ſo hab ich auf das Schmeicheln
Einer ganzen Welt nicht Acht.
Gern miſch ich in Eure Spiele
Mich mit froher Nachſicht ein.
O des Glücks! daß ich dann fühle
Wieder einmal Kind zu ſeyn.

Ja, geliebte, zarte Beyde,
Tauſendmal umarm ich Euch!
Immerdar ſey Eure Freude
Eurer jeʒgen Freude, gleich.
Unſchuld wohn in Euern Herzen,
Keine Boßheit komm in ſie!
Ihr könnt ſingen, tanzen, ſcherzen,
Nur verſcherzt die Tugend nie!„

B.

8.

Des Herrn von Voltaire Henriade überſetzt von Elias Caſpar Reichard ProfeſſorE und RectorE des Gymnaſii der Altſtadt Magdeburg. Magdeburg gedruckt und verlegt bey dem Commercienrath Hechtel. 1766. 6½ Bogen in Octav.

Traurig genug iſt es, daß wir dieſer Schrift hier eine Stelle einräumen müſſen. Sie fiel uns voriges Jahr in die Hände, und da beſchloſſen wir, ſie

Digitized by Google

ſie den gollneriſchen *) Pygmäen zu überlaſſen, deren poßirlichem Streite mit den Kranichen, welchen ſie gewachſen ſind, wir zuweilen zuſehen, um uns darüber luſtig zu machen. Wie konnten wir glauben, daß jemand eine Ueberſetzung leſen würde, von welcher der Verfaſſer in der Vorrede ſagt, ſie ſey eigentlich **eine Arbeit des Herrn Johann Chriſtoph Schwarz Churpfälzl. Conſiſtorial- und Ehegerichtsraths?** Wenn man auch die überſetzte Henriade von dieſem nicht kannte, ſo mußte doch, wie wir uns einbildeten, bloß bey dem Namen deſſelben, jeden Leſer Furcht und Grauß überfallen. Der Mann, der uns den Virgil in einer ſo jämmerlichen Geſtalt geliefert hat, deſſen Bildniß neben den Bildniſſen eines Pantke und Schönaichs aufgehängt, von den Satyrs noch mit Fingern gezeigt wird, hat dieſer je etwas geſchrieben, das nur einer Verbeſſerung fähig wäre? Was kan derjenige für ein Glück machen, der von ihm ſagt: „Weit davon entfernt, die Verdienſte und den Ruhm dieſes geſchickten Mannes zu ſchmälern, oder mir ein Blatt ſeiner Lorbern zuzueignen, u. ſ. w.„ Daß doch ja die Ausländer es nicht hören, wenn einer unter uns noch einen Schwarz und den Ruhm zuſammen ſetzt! Was ſind, um des Himmels willen! das für Lorbern? In welchen Wüſten hat er ſie aufgeleſen? Welche Muſe hat ihn damit gekrönt? — So dachten wir, als der Meßcatalogus uns eine zweyte Auflage dieſer kläglichen Reime ankündigte. Beſchämt ſuchten wir ſie aus dem Staube hervor, um dem Publicum ſeine Schande zu zeigen. Es giebt gewiſſe Leute, die un-

*) S. das Erſte Stück dieſer Biblioth. S. 7.

Digitized by Google

unter den Dichtern das ſind, was Don Quixotte unter den Rittern war. Man muß ſie zuweilen, als eine comiſche Erſcheinung, in den Journalen auftreten laſſen, um ihre Windmühlen zu zernichten, und die Sanchos, die ſie zuerſt bewunderten, ſelbſt zum Gelächter zu zwingen. Für die Leſer ſchreiben wir jetzt, denen zur Erbauung folgende Verſe zum zweyten mal gedruckt worden:

„Dieppe, wo das wilde Meer ſeine weisbeſchäumten Wellen
Brüllend und im Zorne bricht, weil ſie an zween Felſen prellen,
Bot des Helden frohen Augen ſeinen ſichern Hafen dar:
Und der Bootsknecht, der am Ufer eifrig im Geſchäfte war,
Zwang die Flut mit ſtolzer Hand und fuhr alſo mit dem Schiffe,
Das zu fliegen fertig war, auf des ebnen Meeres Tiefe.
Der in Lüften angebundne ſtürmſche Nordwind überließ
Zephirs Hauche Meer und Wellen, als man von dem Ufer ſtieß
Und den Anker lichtete. Man reißt ab, flieht weit vom Lande;
Allbereits entdecket man etwas von der Britten Strande.
Schnell verfinſtert ſich die Sonne, die Luft pfeift, es brüllt das Meer;

Der

Der bewegte Himmel praſſelt, und der Winde tolles Heer
Iſt von allen Seiten loß, und beſtürmt die Waſſerwogen,
Und der helle Donnerſtral leuchtet in der Wolken Bogen.„

Doch wir wollen eine der beſten Stellen abſchreiben, eine ſolche, die auch den elendeſten Ueberſetzer nicht ohne Begeiſterung laſſen kan. Die im zweyten Geſange, wo Besme um den Coligny die Mörder voll Ehrfurcht knien ſieht.

„Besme wartet in dem Hof auf das Opfer ganz begierig:
Voller Zorn läuft er hinauf. Weil die Mörder ſo gar ſchwierig
Und ſo langſam ſich bezeigten: wollt er ſelbſt den Mord vollziehn;
Alles ſtreckte ſich mit Zittern vor des Helden Füſſe hin.
Dieſer Anblick, ob er gleich noch ſo rührend war, bewegte
Sein verruchtes Herze nicht, welches nie ein Mitleid hegte;
Ja, er glaubte durch Erbarmen ſeine Königin zu ſchmähn,
Und durch die Gewiſſensbiſſe Hauptverbrechen zu begehn.
Dieſem Ungeheuer ſah Coligny beherzt entgegen,
Als er durch die Kriegesſchaar auf ihn fiel, ihn mit dem Degen

Raſend

Raſend durch und durch zu bohren. Dieſer Unmenſch ſah zurück,
Da er ſeinen Mordſtoß führte: denn er furchte ſich, ein Blick
Dieſes ehrfurchtswerthen Haupts möchte ſeinen Muth vermindern,
Und im Zittern ſeinen Arm an der Frevelthat verhindern.
Und ſo lief des größten Franzmanns höchſtbetrübtes Schickſal ab.

Dies ſind die fürtreflichen Verſe:

„Besme, qui dans la cour attendait ſa victime,
Monte, accourt indigné qu'on *différe ſon crime.*
Des aſſaſſins trop lents il veut *hâter les coups.*
Aux pies de ce héros, il les voit trembler tous.
A cet Objet touchant *lui ſeul* eſt inflexible;
Lui ſeul à la pitié toujours inacceſſible,
Aurait cru faire un crime et *trahir* Médicis
Si *du moindre remords* il ſe ſentais *ſurpris.*
A travers les ſoldats, il court d'un pas rapide;
Coligny *l'attendait* d'un viſage intrépide:
Et bientôt dans le flanc ce monſtre furieux
Lui plonge ſon épée, en detournant les yeux,
De peur que d'un coup d'oeil cet auguſte viſage,
Ne fit trembler ſon bras, et *glaçât ſon courage.*"

Zitterte denn unſer Teutſcher nicht, als er dieſe Verſe laß? Fühlte er es nicht, welch eine Entheiligung es ſey, ſie in ſeine feile Leyer zu ſingen, die ihm irgend ein Gnome aus der unterirdiſchen Nacht, in der die Pietſche wandern, hervorreichte, zur Erquickung eines edeln Brautpars und zum Troſt der hinterlaſſenen Anverwandten?

Ungern redet der Verfaſſer dieſes Stücks in einem Tone, der ihm ſonſt nicht eigen iſt; aber, wenn das Publikum ſich ſelbſt entehrt, ſo muß der Kunſtrichter es den Ausländern ſagen, daß unſer feineres Teutſchland Werke auszischt, die einer zweyten Auflage ſich rühmen.

B.

9.

Allgemeine Biographie von Johan Matthias Schröckh, Profeſſor zu Leipzig. Erſter Theil. Berlin, verlegts Auguſt Mylius 1767. 8. 1 Alph. 1 Bogen, nebſt einem Bogen Vorrede.

Deutſchland konte ſich noch keines vollkommenen Biographen rühmen, bis endlich Herr Schröckh auftrat, und durch ſeine Muſter ſo viel ausrichtete, daß wir auch in dieſer Gattung menſchlicher Wiſſenſchaften andern Nationen an die Seite zu treten im Stande waren. Es verſteht ſich, daß ich von Deut-

ſchen

Digitized by Google

ſchen rede, die in ihrer Mutterſprache Biographien geſchrieben; denn verſchiedene lateiniſche von Deutſchen verfertigte Lebensbeſchreibungen können wir leicht als Meiſterſtücke aufweiſen. Ohne unſere Leſer mit einem unbedachtſamen Urtheile zu überraſchen, und ohne Herrn **Schröckhen** ſelbſt ein unzeitiges Compliment zu machen, behaupten wir den Satz mit Zuverſicht; **Schröckh iſt der deutſche Plutarch.** Er iſt im eigentlichen Verſtande dazu gebohren, er iſt dazu beſtimmt, unſerer Nation in dieſem Felde Ehre zu machen. Seine ganze Denkungsart, ſein Geiſt, ſein Ausdruck, alles vereiniget ſich bey ihm auf eine beneidenswürdige Weiſe zur Behauptung der erhabenen Würde eines Geſchichtſchreibers, der den edelſten und brauchbarſten Theil der Geſchichte zu bearbeiten unternimmt. Möchte er es ſich doch gefallen laſſen, ſich ganz allein dieſen liebenswürdigen und verdienſtvollen Bemühungen zu widmen! Wie hoch würde alsdann der Grad der Vollkommenheit ſteigen, zu welchen er ſich ſchwingen könte! Wie zuverläßig und unerſchüttert würde ſein Andenken und Ruhm bey der Nachkommenſchaft befeſtiget werden!

Man hüte ſich ja, uns für feile Lobredner zu halten. Ich kan dies nicht zeitig genug ſagen; denn mir dünkt, ich ſehe ſchon gewiſſen Männern, die es nicht leiden können, daß man andern höhere Vorzüge, als ihnen, beylegt, die Hitze in das Geſicht treten; ich ſehe ſie mürriſch über unſer vorher allgemein gefälltes Urtheil zurücktreten; ich höre ſie ſagen: wie „unüberlegt! wie übereilt. **Schröckh** der deutſche „Plutarch? Nimmermehr! Noch manchen Bogen wer-

„den wir Deutſche verſchreiben, ehe wir die glückli„chen Talente des Griechen werden erreichen können!„ Wir werden uns nicht durch dieſes Geſchrey aus der Faſſung bringen laſſen. Nicht zu gedenken, daß der griechiſche Biographe ſelbſt bisweilen einſchläft, daß er trocken, niedrig und gemein rede, (Ausſprüche, die ſchon andere beſtätiget haben!) ſo wollen wir jene Herren mit aller Gelaſſenheit bitten, uns nur weiter zu hören. Dann werden ſie finden, daß wir nicht zu freygebig mit Lobeserhebungen ſind. Sie werden ſehen, daß Herr Schröckh ſchon unſer Plutarch ſey, daß er Fehler, wie jener, aber ſolche Fehler habe, die leicht zu verbeſſern, die ihn folglich auch ſehr bald die eigentliche Vollkommenheit und den Ruhm eines klaſſiſchen Schriftſtellers ohne Mühe werden erreichen laſſen.

Was wir alſo ſagen werden, ſind Anmerkungen und Einfälle, die das Durchleſen dieſes Buchs bey uns erzeuget hat. Wir ſetzen ſie ohne Unterſchied zur Prüfung des Verfaſſers und der Leſer her. Sie ſind nichts anders, als ein Gewebe von Lob und von Tadel.

Die Vorrede iſt ein vortrefliches Geſchenk, das jeder aufmerkſam betrachten und ſich zueignen ſollte. Sie iſt zugleich eine Schilderung der biographiſchen Kunſt ihres eigenen Meiſters. Die vornehmſte Stelle, die nicht oft genug geleſen werden kan, iſt dieſe. „Ich brauche von der Methode, welcher ich bey dieſen „Lebensbeſchreibungen folgen werde, kaum zu reden: „es giebt nur eine einzige, die man beobachten muß,

„und

„und aller verſchiedenen Abſichten ohngeachtet, welche „gute biographiſche Schriftſteller haben können, ver„einigen ſie ſich doch in derſelben. Wenn man erſt „die Quellen geöfnet hat, aus welchen die Nachrichten „ſelbſt am zuverläßigſten geſchöpft werden, ſo läßt man „ſie nicht in ihrem vollen Maaſſe flieſſen. Man ſon„dert, auſſer den vornehmſten Umſtänden und Schick„ſalen des Lebens, nur dasjenige davon ab, was uns „den Geiſt und die Gaben eines Mannes, die Eigen„ſchaften, welche er ſich erworben hat, ſeinen Charak„ter und ſeine Denkungsart, die Entwürfe, welche „er gemacht, oder die Verdienſte, welche er zu Stan„de gebracht hat, die Veränderungen, welche durch „ihn in der Welt hervorgebracht worden ſind, ſein Ver„halten bey den mancherley Auftritten des Lebens, „und gegen die Forderung ſeiner Pflichten, mit einem „Worte, alles, was uns zu erkennen giebt, worin„ne er ſich von andern Menſchen unterſchieden habe, „und warum es der Mühe werth ſey, ihn noch jeßt „mit Aufmerkſamkeit zu betrachten. Selbſt die gröſ„ten und berühmteſten Männer haben viele gemeine „Dinge gethan oder geſagt. Wer auch dieſe ängſtlich „ſammlet, der beſchreibt nicht ihr Leben; ſondern trägt „nur ohne Auswahl den Stoff zuſammen, aus welchem „man es dereinſt beſchreiben kan. Der anſtändigſte „Ton für ſolche Lebensbeſchreibungen iſt eine ſanfte, un„gekünſtelte Schreibart, gleich weit vom lobredneri„ſchen und vom ſpöttiſchen Ausdrucke entfernt; Frey„heiten im Urtheilen, und eine möglichſt ungezwunge„ne Einmiſchung kurzer, natürlich entſtandener, aber „nicht zu gemeiner Betrachtungen.„ Hier iſt die

Digitized by Google

ganze Philoſophie, die ganze Theorie des Biographen, auf einem Punkte vereiniget!

Wir bitten Herrn Schröckhen im Namen aller Freunde der Geſchichte, ſein Verſprechen zu halten, und uns in einer Vorrede zum zweyten Theil ferner mit ſeiner Methode, das iſt, mit den Regeln des Biographen zu unterhalten. Die Geſchichtſchreiberkunſt wird dadurch ohne Zweifel neue und erhebliche Zuſätze erhalten.

Sonſt erklärt Herr Schröckh noch in der Vorrede, was er unter dem Ausdrucke Allgemein verſtehe, und warum er ihn gewählt habe. Er will nemlich weder eine Sammlung von allen Lebensbeſchreibungen, die jemahls erſchienen ſind, noch von allen in neuen Zeiten berühmt gewordenen Perſonen neue Biographien liefern. „Meine Biographie, ſagt er, heißt „allgemein, weil ſie keinen Zeitraum der Geſchichte, „kein Volk, keine Claſſe berühmter Perſonen, ſelbſt „die groſen Seelen des weiblichen Geſchlechts nicht „übergehen ſoll. Aber die Wahl ſelbſt wird deſto „ſtrenger ſeyn.„

Wenn wir offenherzig reden ſollen, ſo gefällt uns dieſer Entſchluß nicht ganz. Es iſt wahr, Herr Schröckh wird ſeinem Werke eine deſto gröſſere Mannigfaltigkeit, folglich mehr Anmuth verſchaffen, wenn er uns bald aus dieſem Volk oder Zeitalter, bald aus jenem merkwürdige Perſonen aufſtellen und ſchildern wird: allein wir wünſchten, daß er ſeine ganze Stärke unſerer Nation widmen möchte. Denn wie wenig, wie ſehr wenig gute Lebensbeſchreibungen haben wir von deutſchen Kaiſern, Königen, Fürſten und andern

groſen

groſen Männern oder Geiſtern, die Gelehrten nicht ausgeſchloſſen? Welch ein weites und beynahe unüberſehbares Feld liegt vor ihm, und wartet auf ſeine Bearbeitung! Ein noch roher Stoff, eine Menge Materialien, die gewiß zwanzig Schröckhe beſchäftigen könnte! Er ſelbſt wird ohne unſer Erinnern wiſſen, wie fruchtbar Deutſchand in allen Jahrhunderten an erhabenen und berühmten Perſonen geweſen ſey.

Gefällt ihm dieſer Vorſchlag nicht, ſo möchten wir wenigſtens wünſchen, nur wenige bekannte Männer der Ausländer zu characteriſiren, und ſich bey den Alten insbeſondere mehr auf diejenigen einzuſchränken, deren Züge nicht von den alten Geſchichtſchreibern geſammelt, ſondern noch zerſtreut in den alten Denkmahlen herum liegen.

Es iſt wahr, die Geſchichte alter Zeiten und aller Völkerſchaften iſt lehrreich, oder ſie kan es doch unter der Hand eines geiſtreichen Geſchichtſchreibers werden: allein uns dünkt, ehe wir fremde Schätze ſuchen, ſo ſollten wir zuvor erſt unſere eigenen zu unſern Gebrauch angewandt haben. Die ganze deutſche Geſchichte liegt, wie man weiß, noch als ein Embryo da, roh, ungebildet, tod, und eines Schöpfers bedürftig: alle ſo genannte Reichshiſtorien, alle Bücher in welchen die vaterländiſche Geſchichte nach allen Umſtänden erzählt wird, wollten wir gerne vergeſſen, wir wollten ſie uns nicht wünſchen, wenn uns ein Schröckh alle unſere groſe Vorfahren nach der Reihe vormahlte und auf eine ihm würdige Weiſe anſchauend zu erkennen geben wollte. Dies würde in der That eine Schule für

unſere Regenten, Staatsmänner, Gelehrte und Bürger werden können.

Die Vorrede beſchließt ſich mit einigen leſenswürdigen Anmerkungen über die vornehmſten alten und neuen Biographien.

In dieſem erſten Theile ſtehet das Leben des Hannibals, des Cato von Utica, des Kaiſers Otto des Erſten und Heinrich des Groſſen.

Das Leben des Hannibals hätten wir am allerwenigſten in dieſer Biographie erwartet. Denn wer kennet nicht ſchon aus den alten Schriftſtellern (ich darf nur den Nepos nennen) dieſen groſen Krieger hinlänglich? Ja, wird man ſagen, wenn alle den Nepos läſen — Gut, können ſie ihn nicht leſen, oder iſt er ihnen zu unvollſtändig; ſo haben ſie ihre Begierde ſchon mit dem befriedigen können, was Herr Fäſi nach den Griechen und Römern deutſch geſagt hat *). Ueberhaupt wünſchten wir, daß Herr Schröckh die Fäſiſche Abhandlung gebraucht hätte. Die Urſachen wird man aus dem folgenden errathen können.

Dieſe Lebensbeſchreibung des Hannibal kann ſogar dem Schröckhiſchen Werke nachtheilig ſeyn. Denn ſie iſt würklich unter den vier gegenwärtigen am wenigſten glücklich bearbeitet; und dennoch eröfnet ſie nicht anders, als wenn ſie die vollkommenſte wäre, den Schauplatz des Verfaſſers. Wir wollen unſer Urtheil rechtfertigen.

Was uns dieſe Lebensbeſchreibung am meiſten unerheblich und unangenehm macht, iſt die Weitläuftigkeit, in welche Herr Schröckh, vielleicht wider ſeinen Wil-

*) S. Abhandlungen über wichtige Begebenheiten aus der alten und neuern Geſchichte Th. I. S. 68. u. ff.

Digitized by Google

Willen, verfallen iſt. Hierher rechnen wir vornämlich die umſtändliche Erzählung aller Märſche und Schlachten, und die vielen Reden, die er, den alten Geſchichtſchreibern zu Folge, dem Hannibal in den Mund leget. Die Lebensbeſchreibung des Hannibals füllet 96 Seiten, und wir hätten, wenn ja ſein Leben beſchrieben werden ſollte, gerne nur die Hälfte von ſo vielen Seiten geleſen. So hätte z. B. (S. 9 u. ff.) die Beſchreibung von der Belagerung und Einnahme der Stadt Sagunt kürzer gefaßt werden können. Und S. 19 - 23. der Zug des Hannibals über die Alpen? viel zu umſtändlich für eine Biographie! Was man uns ſchon ſo oft von dem bey dieſer Gelegenheit gebrauchten Eßig zur Erweichung der ungeheuren Alpenfelſen vorgeſaget, kommt uns noch immer fabelhaft und lächerlich vor. Hierauf folgen alle den Römern gelieferte Schlachten, obgleich nicht ſo umſtändlich wie in einer Chronik, doch zu umſtändlich für eine Biographie. Die Umſtände von Hasdrubal, Hannibals Bruder, hätten S. 63 u. ff. kürzer gefaßt werden können. Vorher noch, S. 47 u. f. wo von der Schlacht bey Cannä die Rede iſt, ſcheinet uns Herr Fäſi nebſt andern die Wahrheit mehr auf ihrer Seite zu haben, wenn ſie den Hannibal entſchuldigen, daß er nicht nach der Schlacht bey Cannä gleich vor Rom gegangen und dieſe Stadt eingenommen hat.

Die Rede, die Livius den Hannibal an den Scipio vor der Schlacht bey Cannae halten läßt, iſt hier S. 71 - 75. ganz überſetzt. Sie iſt in der That ſchön, und mag auch die Gedanken enthalten, die Hannibal gegen den Scipio geäuſſert hat: aber wäre

es nicht beſſer geweſen, nur dieſe Gedanken, dieſe Geſinnungen anzuführen, als die ganze vom Livius erdichtete Rede, die uns vielleicht den Geiſt des Hannibals mehr nach der Einbildung dieſes Geſchichtſchreibers als nach ſeiner wahren Geſtalt abbildet, zu überſetzen? Ueberdies wäre es gut geweſen, wenn ſich Herr Schröckh nicht ſo ſehr an die Worte des Römers gebunden hätte. Eben ſo urtheilen wir von der Rede des Hannibals an den Hasdrubal Hädus. S. 79.

Die Beſchreibung, die Herr Fäſi von der Schlacht bey Zama gemacht, hätten wir auch wegen ihrer bündigen Kürze in dieſer Biographie lieber geleſen, als die Schröckhiſche Verſchiedene andere ähnliche Stellen S. 76 u. f. übergehen wir; ſie werden von ſelbſt leicht in die Augen fallen.

So wenig uns alſo die Lebensbeſchreibung des Hannibals gefällt; ſo ſehr müſſen wir diejenige loben, die Herr Schröckh vom Cato entworfen hat. S. 97-194 Sie iſt ein vollkommenes Muſter einer guten Biographie. Sie iſt mit Anekdoten und Umſtänden durchwebt, die den rechtſchaffenen, patriotiſchen und ſtrengen Römer unſern Augen gleichſam perſönlich darſtellen. Man wird ſie ſchwerlich eher aus der Hand legen, bis man ſie ganz durchgeleſen hat. Mehr brauchen wir wohl nicht zu ihrem Lobe zu ſagen.

Herr Schröckh iſt gewohnt, nach Erzählung der Lebensumſtände ſeiner Helden, die darin zerſtreuten Züge am Ende zu ſammeln, und dasjenige zu entwerfen, was wir Charakter nennen. Beym Cato wäre dies nicht nöthig geweſen. Inzwiſchen hat uns

die Vertheidigung ſehr gefallen, die Herr Schröckh in Anſehung des Selbſtmordes dieſes Römers übernommen hat. Hierher rechnen wir auch einige andere Betrachtungen, z. B. die Vergleichungen des Cato mit dem Julius Cäſar und mit dem Cicero, ob ſie gleich dem Salluſt und Montesquieu abgeborget ſind.

S. 189 leſen wir das Verſprechen, das Leben des Sokrates in einem folgenden Theile zu beſchreiben. Wir können nicht läugnen, daß wir ohngeachtet unſerer vorhergegangenen Erinnerung ſehr begierig ſind, die Erfüllung dieſes Verſprechens zu ſehen. Wir haben ſchon einige vortrefliche, obgleich nicht ganz vollkommene Lebensbeſchreibungen dieſes berühmten Weltweiſen geleſen, und erwarten daher von demjenigen, der ihn uns aufs neue ſchildern will, eine ganz tadelfreye und im eigentlichſten Verſtande klaßiſche Beſchreibung. Und wer wird uns dieſe auſſer Herrn Schröckhen liefern können?

Wir kommen zur Lebensbeſchreibung des Kaiſers Otto des Erſten S. 195-256 welche Herrn Schröckhen am meiſten Mühe gekoſtet haben mag, weil ihm hier die guten Hülfsmittel und Vorgänger verlieſen, die er bey den übrigen vor ſich hatte. Er hat auch unſerer Erwartung vollkommen Gnüge geleiſtet, wenn man einige Stellen ausnimt, wo er zu weit in die Allgemeine Geſchichte ausgeſchweifet iſt. Aber wir ſind mit ihm uneinig, wenn er dieſem Kaiſer den prächtigen Beynamen des Groſſen ertheilet. Ohngeachtet der vortreflichen Eigenſchaften, die dieſer Herr gehabt haben mag, ohngeachtet ſeiner Tapferkeit und ſeines Eifers,

ſers, dem deutſchen Reich Anſehen und Glanz zu verſchaffen, ohngeachtet endlich der bezaubernden und hinreiſſenden Schilderung, die uns Herr Schröckh von ſeinem Verdienſten vorleget, S. 234 u. ff. können wir uns doch nicht entſchlieſſen, mit einem Namen verſchwenderiſch zu ſeyn, der nur Perſonen gebührt, die über groſe und beträchtliche Fehler erhaben ſind, deren Handlungen durchgängig einen wohlthätigen Einfluß auf das Beſte ihrer Mitbürger gehabt haben. Wir wollen nicht umſtändlich anführen, was ſchon andere dieſer Sache wegen erinnert haben; ſondern geben nur den Leſern zu überlegen, ob ein Regent groß genennet werden könne, deſſen ganze Seele roh und ungebildet iſt, der erſt in ſeinen männlichen Jahren leſen lernet, der den Geiſtlichen auf eine höchſt unbedachtſame Weiſe Ländereyen und andere Vortheile einräumet, die zum Schaden ſeines Reichs und der Regierung ſeiner Nachfolger ausſchlagen müſſen? Freylich mußte Otto von den Geiſtlichen ſeinen Lieblingen und Geſchichtſchreibern jener barbariſchen Zeiten, erhoben und groß genennet werden; wer will es ihnen verdenken? es war ſogar gewiſſer maſſen ihre Schuldigkeit. Aber verdient er bey uns dieſen Ehrennamen? Was Otto groſes gethan und ausgeführet hat, entſtand aus der Nothwendigkeit, und wenn ihn dieſe Nothwendigkeit in Kriege verſetzte oder ihn zur Beylegung gewiſſer Unordnungen und Streitigkeiten bewog, ſo that er es nicht, oder konnte es nicht thun, ohne dem Rathe der Geiſtlichen, die ihn immer umringten, und beſonders nicht ohne dem Rathe ſeiner Gemahlin **Adelheid**, die ihn und alſo auch das ganze Reich beynahe allein regierte. Die

Menge

Menge von Biſthümern und Klöſtern ſind von ihm aus einer wahren Einfalt geſtiftet worden; und wer ſo einfältig iſt, wer ſo wenig Nachdenken und Ueberlegung beſitzet, wer ganz Fremdling in den einem jeden Menſchen nothwendigen Kentniſſen und Wiſſenſchaften iſt, kan dieſer wohl Hoheit und Gröſſe des Geiſtes beſitzen?

Wie kan Herr Schröckh die Zweykämpfe in den mittlern Zeiten billigen und S. 236. ſagen: „Ich weiß „überhaupt nicht, ob es viel gewagt ſeyn würde, wenn „man in dem vielleicht nicht ſeltenen Falle, da über „eine faſt offenbare Ungerechtigkeit der Geſetze oder der „Richter, zuweilen auch über die anſtößige Verſchie„denheit in den Meinungen der Rechtslehrer bey wich„tigen Streitigkeiten geklagt werden kan, es beyden „Partheyen erlaubte, ihre Anforderungen mit den „Waffen, nur nicht mit ihrem Leben, zu behaupten.„ Iſt denn immer eine Parthey der andern an Stärke gleich? und wird nicht in den meiſten Fällen bey dem Gebrauch der Waffen das Leben in Gefahr geſetzt werden?

Uebrigens haben wir das Leben des Otto mit ſehr vielem Vergnügen geleſen, und wiederholen unſere Bitte, daß Herr Schröckh die vaterländiſche Geſchichte inskünftige zu ſeinem vornehmſten Endzweck machen möge.

Endlich folget S. 257‑386 die Lebensbeſchreibung Heinrich des Groſen oder des Vierten, Königs in Frankreich, welche, ſo, wie die Lebensbeſchreibung des Cato, in aller Betrachtung vollkommen genennet werden kan. Die kluge Wahl der Begebenheiten, die hin und wieder angebrachten Anekdoten, und der männliche Ausdruck machen dieſe Biographie höchſt unter-

haltend

haltend und lehrreich. Wer Beweiſe verlangt, der leſe ſie ſelbſt; die ganze Lebensbeſchreibung hat uns von unſerm Urtheile überzeugt.

Nun müſſen wir auch etwas von der Anzeige und Beurtheilung der Quellen gedenken, die Herr Schröckh jeder Lebensbeſchreibung als einen Anhang beygefüget hat. Dieſes Verfahren ſcheint uns ſehr lobenswürdig. Wir können nicht allein die Aufrichtigkeit und Zuverläßigkeit des Biographen leicht darnach beurtheilen, ſondern erhalten auch einen guten Unterricht oder ein zuverläßiges Urtheil über dieſe gebrauchten Quellen zumahl wenn es von einem Manne, wie Herr Schröckh iſt, herkomt, der ſeine Quellen mit bewundernswürdigen Scharfſinne ſtudiret, und ſie mit faſt unnachahmlicher Klugheit und mit einer einſichtsvollen Wahl zu nutzen weiß. Ein einziges Urtheil ſcheinet uns anſtößig und nicht genug geprüft. Herr Schröckh ſagt nämlich S. 256. nach der Lebensbeſchreibung des Otto vom P. Barre: „Endlich hat der P. Barre die Ge„ſchichte von Deutſchland unter der Regierung Otto „des Groſſen am vollſtändigſten und angenehm„ſten beſchrieben; allein er hat manche unrichtige „Vorſtellungen, und den Charakter dieſes Fürſten wird „man von ihm nicht kennen lernen.„ Ein Geſchichtſchreiber, wie Barre, verdienet nicht einmal die Ehre, daß man ihn tadelt.

Die Maximen oder Betrachtungen, die Herr Schröckh bisweilen einflieſſen läßt, ſind durchgängig ſo beſchaffen, wie man ſie von einem Meiſter in der Biographie erwarten muß. Sie entſtehen freywillig aus dem Stoff der Begebenheiten ſelbſt, ſind folglich na-

türlich,

türlich, zugleich erheblich, und dem philoſophiſchen Denker in der Geſchichte ſehr angenehm und ſchätzbar. Eine einzige Maxime würde wohl Herr Schröckh ſelbſt wünſchen zurückbehalten zu haben. Wenn er von der Erziehung Heinrich des Groſſen redet, ſo ſagt er, S. 261. ſein Lehrer la Goucherie habe ihm inſonderheit kurze und faßliche Sittenſprüche geläufig gemacht, z. B. Es iſt beſſer mit Ruhm zu ſterben als mit Unrecht zu ſiegen. Hierauf ſetzt er hinzu: „Dergleichen weiſe Lehren ſcheinen bey dem jungen Prinzen „einen bleibenden Eindruck verurſacht zu haben.„ Dis war ſchon genug. Allein das folgende beleidiget die Würde des Biographen. „Man kan ſich, heißt „es, nicht enthalten, hierbey zu bemerken, daß der „Unterricht, der einem heranwachſenden Fürſten ertheilet wird, nicht allein die wichtigſte unter allen Arten der Unterweiſung, ſondern auch die ſchwerſte „ſey, welche bey dem Lehrer die ſeltenſten Fähigkeiten „verlangt.„

Nicht ohne Grund dürfte man wohl die Frage aufwerfen: iſt es dem Biographen erlaubt, in ſeinen Lebensbeſchreibungen von ſich ſelbſt zu reden? Darf er Handlungen oder Umſtände, die blos ihn betreffen, mit einmiſchen? In den meiſten Fällen wird man, meiner Empfindung nach mit Nein antworten müſſen. Schildert der Biographe das Leben eines ſeiner Freunde oder Bekanten, oder auch eines Mannes, der nicht über ſeinen Stand erhaben war; denn darf er wohl ſagen: ich war ſelbſt ein Zeuge von dieſer oder jener Handlung; ich habe noch dieſen Zug in dem Charakter meines Freundes entdeckt u. ſ. w.

Iſt

Digitized by Google

Iſt hingegen der hiſtoriſche Künſtler im Begriff, und das Bild eines Mannes zu entwerfen, der über ſeinen Stand erhaben iſt, mit welchen er weder in Anſehung der Zeit oder der Würde in Verbindnng oder Gemeinſchaft geſtanden; ſo wird ihm ſeine Kunſt nie erlauben, Züge von ſich ſelbſt in ſein Gemählde zu bringen.

Hat Herr Schröckh dieſe Regel, die ſich auf die Natur gründet, beobachtet? Nicht immer. Da, wo er z. B. das Leben des Kaiſers Otto beſchreiben will, und verſpricht, daß die deutſche Nation an ſeiner Biographien vorzüglichen Antheil haben ſoll, ſagt er S. 199. „Ich inſonderheit erröthe nicht darüber, ein gebohrner „Oeſterreicher zu ſeyn: auch alsdenn nicht, wenn ich „neben einen Schweitzer ſitze.„ Doch, dieſe Stelle iſt nicht in die Lebensbeſchreibung des Kaiſers ſelbſt eingeflochten, ſondern ſtehet an einem Orte, der überhaupt nicht hierher, ſondern in die Vorrede hätte geſetzt werden ſollen. Aber eine andere Stelle möchte ſich vielleicht nicht ſo gut entſchuldigen laſſen. Wem wird es nicht unerwartet ſeyn, wenn er von den Stiftungen des Kaiſers Otto lieſet, wenn ihm erzählet wird, S. 238. dieſer Kaiſer habe den Benedictinern auf einem kleinen Berge nahe bey Magdeburg ein Kloſter gegeben, und von dieſer Veränderung ſchreibe ſich das berühmte Kloſter Bergen her, das ſchon lange weit gemeinnützigere Abſichten erfüllt, als ihm der gute Kaiſer zugedacht gehabt hätte, und dann den Zuſatz findet „und in welchem ich ſelbſt den erſten beſſern Ge„ſchmack an den Wiſſenſchaften gefaßt habe.„ Der „Contraſt zwiſchen den Handlungen eines Kaiſers und „den

den Studien eines Privatmannes oder Gelehrten iſt zu merklich und fällt zu ſehr auf, als daß wir nöthig hätten, noch ein einziges Wort hinzuzuſetzen.

Freymüthigkeit, Offenherzigkeit und Unpartheylichkeit ſind, wie jeder weiß, die vornehmſten Pflichten des Biographen. Herr Schröckh beſitzet ſie im vollen Maaſe. Er hat ſchon in ſeinen Lebensbeſchreibungen der Gelehrten überzeugende Proben davon gegeben; und in dieſem neuen Werke iſt er ſich noch immer ähnlich. Zum Beweiß ſchreiben wir folgende Stelle aus dem Leben des Otto ab, die überhaupt der Ueberlegung und des Wiſſens würdig iſt S. 197. „Unſere Vorfahren fühlten damals nicht den Verluſt einer äuſerlichen Freyheit, welche ſie ſchon lange nicht „mehr kannten; ſondern die traurigere Knechtſchaft „des Verſtandes und Gewiſſens. Die Religion, oder, „um dem Chriſtenthum Gerechtigkeit wiederfahren zu „laſſen, der Aberglaube, der an die Stelle derſelben „getreten war, drückte dem menſchlichen Geſchlechte „lauter ſchändliche Zeichen einer blinden Unterwürfigkeit ein. Das liebenswürdige Bild der Religion „war faſt in eine eben ſo ſchreckliche Geſtalt verwandelt „worden, als Lucrez von der Religion der Griechen „vor den Zeiten des Epicur ſingt. Die Geiſtlichkeit „war ihrer allgemeinen Regierung über die Europäiſche „Welt ſchon ſehr nahe gekommen. Man wußte nicht „mehr, was eine freye Denkungsart, was gründlicher Geſchmack an den Wiſſenſchaften, und gemeinnützige Gelehrſamkeit ſey. Bey den Geiſtlichen allein „ſuchte man dieſes alles; ſie aber wurden durch ihre „thörichte Begriffe von Gottſeligkeit und Andacht fern

„davon abgezogen, und ihr ſtolzer Ehrgeiz, der ſich „die Rache des Himmels über die Menſchen zueignete, „konnte der herrſchenden Unwiſſenheit, Leichtgläubig„keit und falſchen Furcht vor den vermeinten Dienern „GOttes, auch mit ſehr geringen Fähigkeiten leicht die „Feſſeln anlegen. Zu einem Beweiſe, wie ſclaviſch „die Europäiſchen Chriſten damals gewöhnt waren, „braucht man nur ihre Verblendung gegen diejenigen, „welche ſie als die oberſten Vorſteher ihrer Religion „anſahen, gegen die Päbſte, betrachten. In keinem „Jahrhunderte hat das Laſter mit allen ſeinen Ausſchwei„fungen länger und unverſchämter auf dem biſchöfli„chen Stuhle zu Rom getobt, als in dieſem; allein „die Beſitzer deſſelben verlohren dadurch keines von ih„ren angemaßten Rechten, ſie erwarben ſich vielmehr bald „neue, und die übrige Geiſtlichkeit behauptete unter „dem Anſehen und Schutz derſelben, ihre Anſprüche „auf Macht in der Kirche und im Staate, auf Reich„thümer und alle Vorzüge der Fürſten, ungeſtöhrt fort.„ Wenn der Verfaſſer noch hinzuſetzt: „Man wird ſe„hen, daß Otto einen Theil dieſer Uebel zu tilgen ge„ſucht habe;„ ſo möchte dies wohl einen kleinen Widerſpruch mit den Umſtänden verurſachen, die in der Folge angeführt werden. Dieſe hätten Herr Schröckhen bewegen ſollen, anſtatt jener Worte, zu ſchreiben: Otto vermehrte und vergrößerte noch auf eine höchſt unbedachtſame Weiſe die widerrechtliche Macht des Pabſtes und ſeiner Anhänger.

Die angeführte Stelle mag zugleich einen Begriff von der Schreibart unſeres Geſchichtſchreibers erregen. Wir können auch in Anſehung dieſer Eigenſchaft

ſchaft nichts gröſſeres zu ſeinem Lobe anführen, als wenn wir behaupten, er ſey der ächte Kenner und Meiſter einer guten hiſtoriſchen Schreibart, er habe alle ſeine Vorgänger hierinnen übertroffen. Sein Ausdruck iſt durchgängig rein, ungekünſtelt, der Beſchaffenheit der Umſtände vollkommen angemeſſen, körnigt, männlich und ſtark. Er entfernet ſich gleich weit von dem langweiligen Chronikſchreiber und von dem hiſtoriſchen Declamator. Und wie ſchwer iſt es nicht, dieſen beyden Ungeheuern auszuweichen, und den gehörigen hiſtoriſchen Anſtand richtig zu behaupten? Man muß nur gar zu ſehr befürchten, man möchte in unſern Zeiten, wo ſo viel von der Theorie der Geſchichte und beſonders wider den langweiligen und niedrigen Chronikenſtyl geprediget wird, anfangen, in den entgegengeſetzten Fehler zu verfallen, und in das Gebiete des Redners oder wohl gar des Declamators auszuſchweiffen. Will man dieſe gefährliche Klippe vermeiden, ſo hat man wenig Regeln nöthig; man ſtudiere nur mit Aufmerkſamkeit die der Natur getreuen Alten und unſern deutſchen Plutarch. Vielleicht könnte man ihm hier und da, wie dem Griechiſchen, Flecken zeigen; vielleicht vermiſſet man bey ihm bisweilen die gehörige und gleiche Spannung des aufmerkſamen Geiſtes: allein dies geſchiehet nur ſelten, und er wird inskünftige ganz tadelfrey erſcheinen können, wenn ihm eine glückliche Muſſe Zeit genug laſſen wird, ſeine Biographien von den geringſten Zügen, die ſie verſtellen könnten, zu befreyen, und ihnen eine vollkommene und richtige Politur zu verſchaffen.

Digitized by Google

Wir empfehlen dieſes Buch als ein Werk, das für alle Perſonen geſchrieben iſt. Jeder wird es leſen, mit Vergnügen leſen, und Früchte für die Bildung ſeiner Denkungsart und für den Unterricht ſeiner Seele daraus ſammeln können, vom Regenten an bis auf die gemeinſte Privatperſon. Herr Schröckh erwirbt ſich dadurch den ſeltenen Ruhm eines patriotiſchen Coſmopoliten, und wir wünſchen ihm Glück zu dieſen verehrungswürdigen Poſten. L.

10.

Dactyliothek, d. i. Sammlung geſchnittner Steine der Alten aus den vornehmſten Muſeis in Europa: zum Nutzen der ſchönen Künſte und Künſtler in zweytauſend Abdrücken herausgegeben von Philipp Daniel Lippert. Leipzig 1767. 1 Theil 344 Seit. 2 Theil 264 Seit. 4.

Dieſem Werke müſſen wir vornehmlich einen Platz in dieſer Bibliothek geben. Es gehöret unter die beſten Mittel die man ſeit einigen Jahren angewandt hat, den guten Geſchmack in Teutſchland auszubreiten, und es iſt als ein koſtbahres Geſchenke anzuſehen, für welches Teutſchland dem Hrn. Verf. nicht genug danken kann. Herr Lippert, dieſer ehrliche und gelehrte Mann, unternahm, ohne die Unterſtützung zu genieſſen, welche man auſſer Teutſchland ſchlechterdings

für

für nothwendig zu der Ausführung gehalten haben würde, ein Werk, zu deſſen Fortſetzung ihn bloß ein patriotiſcher Eifer für die Wiſſenſchaften und den Geſchmack ermuntern konnte. Die vielen Hinderniſſe, die einem Privatmanne bey dergleichen Unternehmungen natürlicher Weiſe aufſtoſſen müſſen, überwand er, und davor genieſzt er nun das Vergnügen, ein Werk vollendet zu haben, das die Nachkommenſchaft nie wird betrachten können, ohne das Gedächtniß ſeines Urhebers zu ſegnen und neue Empfindungen der Dankbarkeit zu fühlen.

Ich habe das gute Vertrauen zu dem gröſten Theile meiner Leſer, daß er die ſchon ehemals von Hr. Lippert herausgegebenen Abdrücke wenigſtens aus dem Gerüchte kenne. H. L. hatte drey tauſend Abdrücke aus den berühmteſten Sammlungen in Europa mit unglaublicher Mühe, auch mit nicht geringen Koſten zuſammengebracht. Er hat ſich hierzu einer weiſſen Erde bedient, welche ungemeine Vorzüge für den vornehmlich in Italien gebräuchlichen Schwefelabdrücken hat. Sie iſt feſt, dauerhaft, zeiget die Figuren in aller Schärfe und ergözt das Auge. Das Verzeichniß über die zwey erſten Tauſend hat der ſeel. Chriſt in Leipzig in lateiniſcher Sprache verfertiget. Ich kann mich nicht enthalten, meine Meinung von ſeiner Arbeit hier zu ſagen. Man hat Chriſten für einen groſſen Kenner der Alterthümer gehalten und beſonders ward ſeine Kenntniß der geſchnittenen Steine gerühmt. Allein ſeine Erklährungen beweiſen dieſes nicht. Er iſt auf ſo abentheuerliche und ſeltſame Erklährungen verfallen, welche eine tadelhafte Liebe zu dem ſonderbahren verra-

 then:

Digitized by Google

then: viele Steine hat er offenbahr falſch erklährt; über die Kunſt ſind ſeine Urtheile nicht ſelten übereilt. Was ſoll ich endlich von der Sprache ſagen, in welcher er ſeine Erklährungen eingekleidet hat? Sie iſt dunkel, gezwungen, und mit einem Worte zu ſagen, pedantiſch. Woher mögen alle dieſe Fehler kommen, die jenes Verzeichniß nicht allein verunſtalten, ſondern auch faſt unbrauchbar machen? Sollte es wirklich bloß die Liebe zum Beſondern und das Unvermögen, deutlicher, faßlicher und ich möchte faſt ſagen, vernünftiger zu ſchreiben, geweſen ſeyn, die ihn zu den wunderlichen Einfällen und Ausdrücken verleitet hat, oder waren verſtecktere Triebfedern hierbey? Doch wir wollen uns hier in keine Muthmaſſungen einlaſſen, zumahl da Chriſt nicht mehr im Stande iſt, ſich gegen unſere Anklagen zu verantworten. Genug das Verzeichniß des dritten Tauſends hat Hr. L. ſelbſt verfertiget, und es iſt vom Hr. Prof. Heyne in Göttingen ins Lateiniſche überſetzt worden. Obgleich der Preiß dieſer Sammlung ſehr mäßig iſt, und kaum halb ſo viel beträgt als man in Italien für die Schwefelabgüſſe bezahlt, ſo hat doch H. L. gefunden, daß er noch für viele Gelehrte und Künſtler zu groß ſey. Eigentlich zu reden, ſollte er beyden nicht zu groß ſcheinen. Ich glaube, daß die beyden Bände des Muſei Florentini, welche die geſchnittenen Steine enthalten, faſt nicht viel wohlfeiler ſind, als ein Tauſend dieſer Sammlung. Nun überlege man, daß jenes nur ein einziges Werk ſey, welches hierher gehört, daß noch viele Werke hierher gehören, welche im hohen Preiſſe ſtehn, (als Natter, Mariette, Stoſch und andere) und daß man in dieſer

Lipper=

lippertiſchen Sammlung, ich möchte faſt ſagen alles zuſammen antrift, was in jenen enthalten iſt. Ich will nicht ſagen, welchen Vorzug dieſe Abdrücke für den Kupfferſtichen haben, von welchen ein Theil nicht genau genug iſt, ein anderer die Manier der alten Künſtler ſehr unrichtig ausdruckt. Doch H. L. hat für gut befunden gleichſam einen Auszug aus jenen dreytauſenden zu machen, welcher aus zweytauſend beſteht. Er hat die Steine gewählt, welche er für beſonders merkwürdig gehalten. Wir werden bald die Einrichtung des Werks ſelbſt beſchreiben, zuvor müſſen wir noch einige Anmerkungen anzeigen, die der Hr. V. in der Vorrede gemacht hat, und die unſere Aufmerkſamkeit ſehr verdienen.

Die erſte Anmerkung geht die deutſchen Künſtler an, und die Art und Weiſe, wie ſie ſich von dem Style der alten Künſtler unterrichten ſollen. Er klagt über den Mangel guter Bücher von dieſer Art in unſerer Sprache und räth eine verbeſſerte und vermehrte Ausgabe des Sandrart an. Ich habe vor kurzen gehört, daß ein geſchickter Mann in Leipzig den Entſchluß gefaßt, den Sandrart gleichſam umzuarbeiten und ihm die nöthigen Verbeſſerungen und Vermehrungen zu geben. Es ſollte mich ſehr freuen, wenn dieſes Gerüchte gegründet wäre. — Hr. L. zeigt ſehr gründlich, wie nöthig einem Künſtler das Studium der Antiken ſey, und welchen lächerlichen Fehlern er ſich ausſetze, wenn es von ihm vernachläßiget werde. Eben ſo ſehr empfiehlt er ihnen auch die Erlernung des Ueblichen aus den alten Denkmählern und lehrt an den Bey-

ſpielen unſerer Vorfahren, zu was für Vergehungen die Unwiſſenheit hierinne uns verleite.

Eine beſondere Anmerkung macht H. L. über den verſchiedenen Nutzen, den ein Künſtler aus dem Ovid und Virgil ziehen kann. „Des Ovids Verwandlungen, ſagt er, werden einen ziemlich guten Mahler aber nur einen mittelmäßigen Bildhauer machen. Es iſt wahr, er hat ſchöne Farben, aber ſeine Zeichnungen ſind nicht allemahl richtig und oft iſt die Zuſammenſetzung ſeiner Bilder ganz unmöglich. Denn viele ſind nur idealiſch. Virgil hingegen zeichnet nicht nur richtig ſondern auch ſchön: jeder kan ſeinen Zügen ſicher folgen: ob er gleich weniger Anſtrich bunter Farben braucht, ſo ſind ſie doch alle wohlgeordnet.„

Der V. kömt auf die Ueberſetzungen alter Schriftſteller, und klagt mit Recht über ihren Mangel. Wenn der H. V. den Plinius des Denſo bekommen wird, ſo wird er noch mehr über die ganz unglaubliche Fehler klagen, durch welchen dieſer für Künſtler ſo nöthige und nützliche Schriftſteller verunſtaltet worden. Wäre dieſe Ueberſetzung nicht faſt unter der Critik, oder glaubten wir nicht, den Platz in unſerer Bibliothek zu etwas beſſern anwenden zu können, ſo würden wir ſie ſchon angezeigt haben. Allein kaum hatten wir eine Menge grober Schnitzer geſammelt, ſo ſtieß uns noch eine gröſſere Anzahl auf, und endlich ſahen wir, daß das Buch nicht anders, als eine Schulübung eines Knabens behandelt, verbeſſert, durchſtrichen werden müſſe, wenn man eine Critik darüber ſchreiben wollte. Denſo möchte immer noch ſchlecht überſetzt haben. Er hat die Schande alleine davon. Wenn

er

er nur nicht durch ſeinen mit ſo vieler Prahlerey ange⸗kündigten, mit der gröſten Eilfertigkeit ausgearbeiteten, und durch die gröbſten Fehler verunſtalteten Plinius andere geſchicktere Männer gehindert hätte, eine beſſere Ueberſetzung dieſes Schriftſtellers heraus⸗zugeben!

Es folgen nützliche Lehren für die Gelehrten die ſo gerne von Kunſtſachen reden und ſchreiben, ohne doch die erſten Grundſätze zu verſtehen. Der Hr. W. redet auch ſehr patriotiſch von der Erziehung und dem Unterrichte eines jungen Künſtlers.

Mit Vergnügen haben wir die Lobſprüche geleſen, mit welchen H. L. die alten Künſtler belegt, zumahl er ganz unpartheyiſch hierinne iſt. Ich muß, ſagt er, zum Ruhm unſerer Neuern ſagen, daß ſie ſich in vie⸗len Stücken über die Alten erhoben: beſonders aber in der Mahlerey und Perſpective, in den Oehlfarben und künſtlichen Miſchung derſelben, in der Ordnung und Zuſammenſetzungen, in den Verkürzungen, Entfernung und Ausſicht. „Dieſem Geſtändniſſe hängt der H. W. einige Anmerkungen über die Fehler an, die die Alten wider die Regeln der Perſpective begangen. Der Re⸗cenſente giebt ihm dieſes alles zu, allein er folgert hier⸗aus doch nicht, daß die Regeln der Perſpective den al⸗ten Künſtlern gänzlich unbekannt oder nicht von ihnen beobachtet worden wären. Aus Stellen des Plinius und Euklides und alten Denkmählern, die er an einem andern Orte anzuführen gedenkt, glaubt er vielmehr berechtiget zu ſeyn, die Alten wider dieſen Vorwurf zu vertheidigen.

Digitized by Google

Was H. L. über die halberhobene Arbeit ſagt, iſt ſeiner Einſichten würdig. Er führt das aus, was Hr. Winkelmann über die Manier und Erfindung des Michel Angelo, alles genau nachzubilden, aus dem Vaſari erinnert hat. Dieſe Bemerkungen gehen bloß das Mechaniſche an, ſind auch zu lang, als daß wir ſie wiederholen könten. Aber dieſes können wir nicht übergehen daß der V. ſehr gründlich die Meinung derer widerlegt, welche glauben, daß die Alten, ohne ſich des Rades zu bedienen, mit dem Diamant allein geſchnitten hätten. H. L. nennt den Vertheidiger dieſer Meinung, der alle Erfahrung zuwider iſt, nicht. Aber ich weiß, daß ſie vom Prof. Chriſt behauptet worden, der auch hierüber nicht, wie wir übrigen Menſchen, denken wollte.

Von den Gefäſſen der Alten und ihrer ſchönen Structur redet der H. V. mit eben derſelben Einſicht, die einen Mann verrathen, der ſich in den Werkſtädten umgeſehen, ſelbſt die Werkzeuge in die Hand genommen, geprüft, verglichen und gedacht hat.

Eben dieſes müſſen wir von den Bemerkungen über die Kunſt der Alten in der Zeichnung des Nackenden ſagen.

Bey dieſer Gelegenheit unterſtützt H. L. das, was Hr. Winkelmann von dem Schönen Nackenden der Alten ſagt, durch die Erfahrung. Ich kann mich nicht enthalten, die ganze Stelle hier einzurücken. Sie iſt ſo einleuchtend, ſo merkwürdig, daß ſie meine Leſer nicht ungerne finden werden. Der Recenſente, welcher gleichfalls die ſich badenden Croaten oft betrachtet und ſeine Anmerkungen über den Bau ihrer

Kör-

Körper gemacht, kann verſichern, daß Hr. Lippert nichts anders geſagt, als was ſeine Augen in der Natur geſehen haben. Der erſte Theil ſeiner Anmerkung wird ſehr durch die Beſchreibungen, die wir in der Lady Montague Briefen leſen, beſtärkt. Hier iſt ſeine ganze Anmerkung.

„Die Secretaire des Herrn Calcoen der hier (in Dreßden) einige Jahre holländiſcher Geſandte war und zuvor vierzehn Jahre in eben dieſer Qualität in Conſtantinopel geweſen, hatten mich verſichert, daß es allerdings andem ſey, daß die Griechiſchen und ein Theil Aſiatiſcher Völker Leiber ſich von den Abendländern durch eine beſſere Verhältniß unterſchieden. Eine edle Wißbegierde hatte den Herrn Calcoen getrieben, ſich von dieſer Wahrheit ſelbſt zu überzeugen und mit eigenen Augen Erfahrungen zu machen. Er hatte noch über dieſes einen ſehr geſchickten Franzöſiſchen Mahler lange Jahre gehalten, der ihm von Griechen und Türken, von Kindern, Jünglingen, Männern und Weibern, bekleidet und unbekleidet, getreue Abbildungen in Oehlfarben machen müſſen. Man machte hier dieſem Herrn eben die Einwürffe, die man mir ſo ofte gemacht: er ließ alſo deswegen ſeine Schildereyen aus Amſterdam kommen. Ich habe ſie alle geſehen und alles daran gefunden, was ich ſonſt an einem guten Marmor, oder auf geſchnittenen Steinen finde. Dieſe Secretaire verſicherten mich auch dabey, daß, ſo ſchön ich auch die Zeichnung fände, doch nichts davon über die wahre Natur verſchönert, aber wohl noch ſchlechter abgebildet wäre, als die Urbilder geweſen. Ich fand auf dieſen Mahlereyen alles reizend,

das

das Sanfte, Biegſame, Edle und eine Leichtigkeit in der Bewegung.„

„In dieſer Erfahrung bin ich noch mehr durch die wahre Natur nachher beſtärkt worden. Währenden Krieges da unter der Oeſterreichiſchen Armee, ſo viele von fremden Nationen waren, habe ich unter den ſo genannten Croaten viele gefunden, die von den Gränzen Griechenlandes und Macedonien gebürtig waren. Ich ſahe ſowohl Jünglinge, als Männer von geſetzten Jahren. Die Schönheit ihres Wuchſes, die leichte und hurtige Bewegung ihrer Glieder im Steigen und Laufen, und der ungezwungene und edle Anſtand, gab das zu erkennen, was man ſonſt einen ſchönen und durch die Kunſt ausgearbeiteten Leib nennet: da doch dieſe Leute nur meiſtens arme Bauern und alſo von ſchlechter Erziehung waren.„

„Verſchiedene davon ſahe ich nachher im Sommer in der Elbe baden und fand an ihnen alle die Schönheiten, die ſonſt nur dem hohen Stil der Kunſt eigen ſind: ſanfte Muſceln, alles rund, aber nicht feiſt, ſondern ſchlank, eine Biegſamkeit aller Glieder, und das wenig ſtarke an den Juncturen des Ellenbogens, Händen, Knien und Füſſen. Ich kan nach aller Wahrheit verſichern, daß unter hundert der ſchönſten Marmorn kaum einer dieſen ſchönen Körpern beykommen würde, die doch ſo wenig gewartet oder zärtlich gewöhnt worden. Die etwas gelbe Haut, ſo gar viele hatten, war doch weich und ſahe nicht ſo dünne aus, als wenn ſie nur über die Knochen und Muſceln gezogen wäre, ſondern ſie füllte durch ihre Dicke alle die Vertiefungen aus, welche ſonſt bey heftiger Bewegung des

des Leibes entſtehen und machte, daß jede Bewegung nur ſanfte Einbiegungen zeigte. Da auch kein Tanzmeiſter das Wohltragen ihres Leibes geformet, ſo habe ich doch bey ihren Reihentänzen, welche faſt ſo waren, wie ſie uns die Alten beſchreiben, ſo viel natürliches und ungezwungenes geſehen, das manchem Tanzmeiſter ſchwer werden dürfte, vollkommen es nachzumachen. „

„Dieſes habe ich deswegen erzehlen wollen, um zu zeigen daß es kein Wunder ſey, wenn die Kunſt bey den Alten durch den Reiz ſo vieler natürlicher Schönheiten ſo viele vollkommene Werke dargeſtellt hat, da ſich bey uns gar ſelten dergleichen Gegenſtände finden, und daß uns alſo nichts mehr als die guten Begriffe übrig bleiben, deren ſich ein jeder Künſtler nicht genug in ſeinem Verſtande ſammeln kann, um ſie bey ſeinem Werke anzuwenden. „

So viel von dieſer Vorrede, welche voll der feinſten Bemerkungen und tiefen Einſichten in die Kunſt iſt, ja deren Ton den redlichen Eifer ihres Verfaſſers, den guten und ächten Geſchmack allgemeiner zu machen, zeigt.

Wir kommen auf die Einrichtung des Werkes ſelbſt.

Der erſte Theil begreift das Mythologiſche und der zweyte das Hiſtoriſche Tauſend. Daß er zu den letztern auch die Geſchichte der Helden und des Trojaniſchen Krieges gerechnet hat, wird niemand dem H. V. übel nehmen. Wir wüßten nicht, wo er nach dem einmahl gemachten Plane ihnen einen bequemern Ort

hätte

hätte anweiſen können. Denn unter der Göttergeſchichte würden ſie denſelben nicht gut gefunden haben.

Erſtlich wird allezeit die Art des Steines angegeben: denn folgt eine deutliche und genaue Beſchreibung des Steins: ferner wird der Beſitzer oder die Sammlung, in der ſich der Stein ſelbſt befindet, genannt: auch wird wohl ein Urtheil über die Kunſt beygefügt: endlich giebt der Verfaſſer oft noch andere Erläuterungen, die zu beſſern Verſtändniſſe der Bilder dienen. Entweder er führt andere Denkmähler an, wo man ähnliche Bilder erblickt, die zur Erklährung des gegenwärtigen dienen, oder er ſetzt Stellen aus alten Dichtern her, und vergleicht ſie mit den Steinen. Die Anmerkungen von letzterer Art haben uns beſonders gefallen. Man findet immer eine groſſe Gleichheit zwiſchen den Bildern des Dichters und des Künſtlers: man ſieht, daß ſie nach einerley Ideal gearbeitet haben: und ihre Vergleichung unter einander muß zur Bildung des Geſchmacks ungemein viel beytragen.

Bisweilen hat auch der V. die Werke neuerer Künſtler den alten beygefügt, auch mehrere Vorſtellungen einerley Bilder, aber von verſchiedenen Künſtlern, mitgetheilt. Man kann leicht einſehen warum er dieſes gethan, und was für einen angenehmen Dienſt er einem gelehrten Auge dadurch geleiſtet habe.

Ich ſehe es bloß als eine Beſcheidenheit des H. V. an, wenn er in der Vorrede ſagt, daß ſein Werk kein Gegenſtand für Gelehrte ſondern den Künſtlern zum Gebrauche gewidmet ſeyn ſolle. Allerdings kann der Künſtler viel aus dieſer Sammlung lernen in Anſe-

hung

hung der Zeichnung, des Ausdrucks, des Ueblichen. Allein welchen Nutzen kan nicht auch der Gelehrte davon haben. Er bekommt von vielen Dingen, von welchen er nur dunkle Begriffe haben muß, eine anſchauende Erkentniß: er verſteht durch dieſe Hülfe viele Stellen alter Schriftſteller und Dichter, deren Sinn ihm zuvor unbekant war: er ſieht endlich vieles aus einem ganz andern Geſichtspuncte an, als er zuvor zu thun im Stande geweſen.

Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, meine Gedanken und Wünſche, die mir oft bey dieſem Werke, das ich als ſo brauchbar gefunden, eingefallen ſind, zu geſtehen. Es würde nach meiner Meinung von unglaublichen Nutzen für den guten Geſchmack in ganz Deutſchland ſeyn, wenn das Lippertiſche Werk in den groſſen Schulen eingeführt, und ſtatt des elenden Pomeys oder anderer Nürnbergiſchen Hände Arbeit, den Jünglingen gezeigt, erklährt, und bey den Mythologiſchen Vorleſungen zum Grunde gelegt würde. Ich wundere mich, daß, da jene drey Tauſend ſchon ſeit geraumer Zeit bekannt ſind, man nicht vornehmlich in den Sächſiſchen Fürſtenſchulen, wo, ſo weit ich ſie kenne, aus vielen Urſachen am erſten dieſe Sache in das Werk gerichtet werden könnte, auf dieſe Verbeſſerung des Unterrichts bedacht geweſen. Denn daß man es nicht ſey, weiß ich. Freylich müßten aber auch in den Schulen, wo dieſe Lippertiſche Sammlung erklährt werden ſollte, Männer lehren, die gründlicher die Alterthümer erlernt, und ein feineres Gefühl von der Natur empfangen hätten, auch einen geläutertern Geſchmack beſitzen, als die zu haben ſcheinen, die ich kenne.

Man

Digitized by Google

Man müßte endlich aufhören zu glauben, daß ein bloſſer Theologe zu einem Schulmanne nur tauge, ſondern jeden Mann, der Weltweißheit, Geſchichte, Sprachen verſtünde, für geſchickt halten, die Jugend zu bilden, bey deren Unterricht man deſto weniger einen Theologen von Profeßion nöthig hat, da jeder verbunden iſt, ſo viel von der chriſtlichen Lehre zu wiſſen, als zu dem jugendlichen Unterricht, der in den Schulen von dem Academiſchen unterſchieden iſt, hinreicht. Vielleicht, ich will es zur Ehre meiner Landsleute hoffen, iſt man an manchem Orte hierauf aufmerkſam und bedient ſich dieſes Mittels, das jetzt jedem angebothen wird, und das man mit ſo wenigen Koſten erhalten kan, der Jugend eine vernünftigere Erziehung zu ſchenken, als ſie bisher oft genoſſen hat. Wenn nur endlich das ſchädliche Vorurtheil ausgerottet wäre, welches in den Gemüthern derer, die über die Schulen geſetzt ſind, ſo tiefe Wutzeln geſchlagen hat! Sie wollen nicht von der Lehrart unſerer Vorfahren abgehen: ſo wie in Anſehung der Kleidung, ja ſo gar der Speiſe, noch die vor zweyhundert Jahren gemachten Verordnungen heilig beobachtet werden, ſo bleiben ſie auch bey der alten Methode, bey den alten Büchern, ob gleich jene dem guten Geſchmacke völlig zu wieder iſt, und dieſe längſt durch bequemere und beſſere Schriften aus der übrigen Welt irgend in den Winkel einer ſolchen Provincialſchule verdrungen worden ſind. — Doch ich befürchte zu weitläuftig zu werden, wenn ich anfangen wollte, meine Gedanken über die ſchlechte Erziehung und den ſeichten Unterricht unſerer deutſchen Jugend, welcher wahrhaftig durch die ſo hoch geprieſenen Realſchulen nicht verbeſſert

Digitized by Google

beſſert wird, möchte er nur nicht noch mehr verſchlimmert werden! Frey zu ſagen: ich verlaſſe einen Gegenſtand, welcher vielen ſo unangenehm zu hören iſt, und eile zu meinem redlichen Lippert wieder zurück.

Der erſte Theil iſt in zehn Abſchnitte getheilt.

Erſte Abtheilung Saturnus und Jupiter. Merkwürdig ſind: n. 3. der Kopf des Jupiter Ammons, deſſen Widderhorn die Geſtalt eines Helms hat: n. 4. ein Kopf des Jupiters mit ſehr majeſtätiſchen Geſichtszügen die den göttlichen Verſen des Homers gleichkommen: n. 22. Jupiter ſitzt auf einem Hügel, und hat neben ſich einen Adler, über welchen er eine Opferſchale hält. Nehmlich Fulgentius erzählt uns, daß als Jupiter in den Krieg wieder die Titanen gezogen, er dem Himmel ein Opffer gebracht habe: n. 26. Jupiter fährt auf einem vierſpännigen Wagen: n. 28. die Danae, wie ſie den goldenen Regen auffängt: (eine ſeltene Vorſtellung!) n. 30. der unter der Geſtalt eines Ochſens die Europa raubende Jupiter. Jupiter behält hier ſein natürliches Geſicht, nur daß er auf dem Kopffe kleine Hörner hat: n. 32-39 die Geſchichte der Leda: lauter Steine, die wegen der Schönheit, Zeichnung Feinheit der Kunſt, merkwürdig ſind.

Zweyte Abtheilung. Neptunus, Pluto, Cybele, und Ceres. Wir zeichnen auch hier die vornehmſten Steine aus. n. 53. Ein prächtiger Stein. Neptun wird auf ſeinem Wagen von vier Pferden gezogen, welche er mit dem Zügel regieret. In der rechten hat er ſeinen Zepter, und ſein leicht Gewand wird von den Winden getrieben: ſeine Stellung ſelbſt iſt majeſtätiſch und gebietheriſch, und der Contraſt iſt ſo beſchaffen,

wie er ſich zu einer heftigen Handlung ſchickt. Alle Glieder ſind in Bewegung und abwechſelnd. Kann man ſich von den bekannten Virgiliſchen Verſen vom Neptun, die auch H. L. beygefügt, einen beſſern Begrif machen, als wenn man ſie mit dieſem Steine vergleicht? n. 64. ein ſchöner Stein, der die Geſchichte der Ammone vorſtellt. Ammone ſitzt auf einem Meerpferde, Neptun, der neben ihr aus dem Meere hervorkommt, umfaſſet ſie, und ein Triton, der auf einer Meertrompete bläßt, ſchwimmt vor ihnen her. n. 71. ein Meiſterſtück der Steinſchneiderkunſt. Es ſtellet die zärtliche Liebe des Nereus und ſeiner Gemahlin der Doris vor. n. 87. Charon in ſeinem Kahne, zu ihm bringt Merkur die Seele eines Alten welche ihm das Fahrgeld in die Hand giebt. Bartolus hat eine Lampe, die mit dieſem Steine auf das genaueſte übereinkomt. Der V. muthmaßt, daß die Ueberfahrt der Seele des Cato vorgeſtellt werde und er ſchließt dieſes aus den Zügen des Geſichts. n. 92. Das Bild der Göttin Tellus: eine weibliche Figur ſitzt auf der Erde, und umfaßt mit ihrem rechten Arm den Stamm eines Baumes, der ſich über ſie ausbreitet. Neben ihr liegt ein Horn des Ueberfluſſes. Mit der linken berührt ſie eine bey ihr ſtehende Himmelskugel und vor ihr ſtehet die Siegesgöttin. Hinter der Himmelskugel, die mit den gewöhnlichen Gürtel und Sternen beſetzt iſt, ſind zwo kleine Figuren welche Gefäſſe in Händen tragen. Eine Münze des Commodus kommt ziemlich mit dieſem Steine überein. n. 100. Ceres ſitzt auf einem hohen Wagen, auf deſſen Seiten zween Liebesgötter mit einer Fruchtſchnur ſpielen und tanzen. Auf zween Elephanten die

den

den Wagen ziehn, ſitzen zwo kleine Figuren welche ſie regieren. Im linken Arm hat Ceres ein Füllhorn und in der rechten Hand ein Büſchel von Aehren. Hier ſind die Elephanten ſehr merkwürdig.

Dritte Abtheilung. Minerva. n. 118. 119. das Bild der Minerva, iſt ſehr vorzüglich: beſonders iſt ihr Helm prächtig n. 120. iſt eine Nachahmung des vorhergehenden von dem berühmten Natter. H. L. fällt folgendes richtige Urtheil von ihm: „ſein gelehrtes Auge und ſeine künſtliche Hand hat die beſten griechiſchen Werke nachgeahmt und ſeine Stärke hierinne ſucht man unter den Teutſchen vergebens. Es iſt alſo der einzige deutſche Künſtler, der dem Stil der alten Steinſchneider am nächſten gekommen iſt. n. 123. eine vortrefliche Minerva des Eutyches. Alle drey Arten von erhobner Arbeit ſind hier in einer bewundernswürdigen Abwechſelung. n. 132. Minerva, welche nur mit dem Peplum bekleidet und ohne Aegis, hat einen Mantel auf der Schulter und ihre Lanze in der rechten: um ihren linken windet ſich eine Schlange. H. L. hält ſie für die Minerva Medica, oder die Heilbringende.

Vierte Abtheilung. Apollo und Diana. n. 150. Ein Bruſtbild des Apollo, deſſen Schönheit ſich eher empfinden, als beſchreiben läßt. Ein leichtes Gewand bedeckt ſeine Bruſt und ſein langes und auf den Schultern wallendes Haar iſt mit Lorbeeren gekrönt. n. 156. der bekannte Stein, welchen man auf den Virgil bisher allgemein gedeutet hat, ſo wie man aus den auf einem Attiſchen Pfeiler geſtellten Kopffe eine tragiſche Larve gemacht. H. L. ſieht auf dem Steine den Apoll und

den Kopff der Orpheus, welcher zu Antiſſa ſein Orakel gehabt hat. Er führt eine Stelle aus dem Philoſtratus an (Vit. Apollon. L. IV. c. 14) die ganz ungemein hieher paßt n. 165. Apollo Sauroctonus: Apoll ſteht in der Stellung eines Menſchen, der ſich umſieht: mit der linken Hand ergreift er einen Baum, an welchen eine Eidexe hinaufklettert, als wenn er ſie abſchütten wollte, und drohend ballt er die rechte Fauſt. Plinius erzählt von Praxiteles, daß er den Apoll vorgeſtellt, wie er eine Eidexe tödte. n. 184. eine ſchöne und merkwürdige Vorſtellung des Apollo Nomius: n. 185-189 alle dieſe Steine ſtellen das traurige Schickſal des Marſyas vor. Ueberhaupt werden die, welche die Abdrücke ſelbſt vor Augen haben, in dieſer Abtheilung vortrefliche Beweiſe von der groſſen Geſchicklichkeit der Griechiſchen Künſtler nicht ohne Vergnügen erblicken.

Fünfte Abtheilung. Vulkanus, Venus und Mars. Dieſe Abtheilung wird durch die lieblichen Vorſtellungen, beſonders des Cupido, und ſeiner Geſchichte merkwürdig. Man findet unvergleichliche Steine hier, wo die Zeichnung, der Reiz, das Edle mit der ſchönſten Natur verbunden iſt. Niemand kann ohne Entzücken die Steine n. 259-264. anſehn, wo Venus im Bade ihr Gewand ablegt. Doch dieſe ganze Abtheilung muß von jedem Freunde des Schönen und des Vergnügens ſelbſt betrachtet werden.

Sechſte Abtheilung. Merkurius. n. 321. Merkur, in ganzer Geſtalt, ſchnell laufend und den jungen Bachus auf dem Arme tragend. n. 331. Merkurius Criophorus, trägt in der linken Hand eine Schaale, worinne ein Widderkopf liegt.

Sie-

Siebende Abtheilung. n. 350. erfordert unſere
nerkſamkeit, ſo wie auch H. L. ſich lange darbey
eilt hat. Es iſt dieſer berühmte Stein, welcher
dem Könige in Frankreich gehört, unter dem Nah⸗
des Cachet de Michel Ange berühmt und die
ꝛrten haben, wie bekannt, vielfältige Erklährungen
: Bilder gewägt. Wir wiederhohlen dieſelben hier
da man ſie bey H. L. ſelbſt nachleſen kann. Daß
ſt ein Steckenpferd auf dem Steine erblickt, wun⸗
mich nicht, da ich weiß, daß er immer etwas
en gewohnt war, was kein Sterblicher ſahe. H.
ot dem ſeel. Roßmann ſeinen Beyfall, welcher
ptete, daß das Geburthsfeſt des Bacchus und des
nders vermiſcht vorgeſtellt würde. Allein ich
och geſtehn, daß mir dieſe Erklährungen nicht völ⸗
enüge thun. Der im Abſchnitte angebrachte
r wird gemeiniglich übergangen und gleichwohl
ch mir nicht einbilden, daß er von dem Künſtler
Urſache ſey hingeſetzt worden. Ich glaube viel⸗
daß, wer den Sinn dieſes Bildes durch einen
chen Zufall entdecket, die Hauptvorſtellung ſelbſt
ichtig erklähren werden könne. Dieſem Steine
. L. ſechs Nachahmungen deſſelben beygefügt, wo⸗
oey vom Gay und Dorſchen, deſſen Nachahmung
r die ſchlechteſte halte, verfertiget worden. „Wenn
er, ein ungelehrtes Auge einen von dieſen
en ſieht, wird es ſolchen immer für ſchön hal⸗
veil ohne angeſtellte Vergleichung mit dem Ur⸗
ie Kleinigkeiten zum erſtenmahle dem Auge ſich
h gut vorſtellen. Aber ſo bald als man nur durch
ites Vergröſſerungsglas dieſelben mit Aufmerk⸗

ſamkeit betrachtet und die Zeichnung und die Art Steine zu ſchneiden vergleicht, ſo wird man allemahl mit mehrern Vergnügen die groſſe Kunſt und Schönheit des erſten ſehen, und gar leicht den groſſen Unterſchied der andern Nachahmungen bemerken.„ Dieſe Abtheilung enthält viel ſchöne Köpfe des Bacchus, welche die Geſchicklichkeit ihrer Urheber deutlich zeigen. n. 366. iſt gleichfalls ein berühmter Stein, den Caſaubon beſchrieben. Er ſtellt den berauſchten Bacchus vor und ſeine gewöhnlichen Gefährten, den Silen, die Satyren, die Bacchantinnen mit muſikaliſchen Inſtrumenten und den Genius des Bacchus, den Akratus. n. 383. die Geſchichte der Ariadne: ein Stein, der aus dem Kupffer der Frau le Hay bekannt iſt. Ariadne ſitzt auf einem Stuhle, über welchen eine Decke gebreitet iſt, und rauft ſich aus Verzweifelung die Haare aus. Ein Satyr mit Bockshörnern will ihr die Krone nehmen: aber ein Faun ergreift ihn beym Arm und bey dem einen Horne und zieht ihn weg. Bacchus betrunken und von einem alten gebärteten Faun unterſtützt hält in der rechten eine Schlange, und in der linken erhabnen Hand, welche von einem Faun gehalten wird, eine Fackel, die mit einer Rebe, mit Trauben behangen, umſchlungen iſt. Man ſieht auch das Meer und das Schiff, auf welchem Theſeus wieder nach Athen ſeegelte. n. 385. Dieſen Stein hat eben dieſelbe Künſtlerin geſtochen. Bacchus und Ariadne ſitzen an der Wand eines Felſens und liebkoſen einander. Hinter dem Berge oder dem Felſen ſind zween von ſeinen Gefährten, die eine Decke über dieſelben ausgebreitet haben, über welche an zween Bäumen noch eine andere angebunden iſt: Ein

alter

alter Faun und vielleicht Silenus bläſt dabey auf zween Krummhörnern oder Zinken, hinter welchen ein anderer in der Stellung ſteht, als wenn er freudig ausrufte. Kenner der Kunſt werden ſich über viele Steine freuen, die den Silen angehn. Und wie vortreflich ſind nicht die Bacchantinnen! wie ſchön und zart das dünne Gewand, welches ihre Bruſt bedeckt! Niemand wird ſo ſehr aller Empfindung der Schönheit beraubt ſeyn, dem nicht n. 426. ergötzen ſollte. Dieſer Stein einer der koſtbarſten Reſte des Alterthums ſtellt die Callirrhoe vor, in einer bacchiſchen Raſerey und mit dem Dolche in der Bruſt. Wir wollen die Beſchreibungen die H. L. davon macht, herſetzen; „Ein zartes und über die Hüften aufgeſchürtztes Unterkleid ohne Aermel welches durch den Wind, und durch ihre eigene ſchnelle Bewegung in viele ſcharffe Falten getrieben wird, flattert nebſt dem Mantel welchen ſie mit beyden Händen faſſet, um ſie herum. Ihr Haupt mit aufgelöſeten fliegenden Haaren iſt in den Nacken geſenkt, und ihre betrübte Mine zeigt das Sterbende: auch, indem ſie fortſchreitet, ſcheinet ſie ſchon zu ſinken und ihre Arme ſind entkräftet. Kein Theil des Leibes und der ſchönen Glieder wird durch das Gewand gänzlich verdeckt, ſondern vielmehr noch reizender gemacht, ſo daß auch ein ungelehrtes Auge dadurch gerührt werden muß. Der Künſtler hat zu ſeinem Bilde kein beſſer Muſter zu nehmen gewußt, als eine Bacchantin, in eben der Vorſtellung und Stellung ihrer gewöhnlichen Raſerey in welcher man ſie auf vielen geſchnittenen Steinen findet. n. 468. ein Stein, welchen die künſtliche Zeichnung eines taumelnden Fauns merkwürdig macht. Der Leib iſt in

allen Abtheilungen der Seiten und der Bauchmuſkeln richtig. Ihr Umriß aber verſchwindet in eine ſanfte Fläche, daß man nirgends unter dem Fleiſche die Knochen wahrnehmen kann, und die Rundung und das Weiche aller Theile des Leibes verhindert nicht, auch das Männliche im Ausdrucke zu ſehen. Schwankend tritt er mit den Zehen des linken Fuſſes auf, und begierig ſieht er in die volle Schale, und hält ſie unten mit der flachen Hand, ob ſie gleich zwey Handhaben hat, um den Wein nicht zu verſchütten. Hiermit muß man n. 507. vergleichen, wo ein trunkner und taumelnder Centaur zu ſehen iſt.

Achte Abtheilung. Hercules. Man kann die ganze Geſchichte des Hercules hier auf Steinen leſen. Wir finden in dieſer Abtheilung beſonders mancherley Vorſtellungen einerley Sache, deren Vergleichung unter einander nicht ohne Nutzen und Vergnügen iſt n. 573. iſt eine Nachahmung des berühmten Natters welcher den Hercules, der den nemäiſchen Löwen tödtet, vortreflich ausgedruckt hat. „Was für Gewalt ſagt H. L. und Stärke ſieht man hier nicht, die Hercules anwendet, den Löwen zwiſchen ſeinen Armen zu erwürgen und wie ſehr beſtrebt ſich nicht der Löwe, ſich loßzureiſſen. Die Stellung hat das vollkommenſte Gleichgewicht und zeigt vortreflich die durch den gewaltſamen Druck cufgeſchwollnen Muſkeln an dem Leibe, den Armen und den Beinen. Am Löwen bemerkt man auch, daß ihm nunmehro der Odem entgeht.„ n. 584, 85, 86, ſind drey ſchöne Vorſtellungen des Hercules, der den Antäus erdrückt, von verſchiedenen Meiſtern. Der Ausdruck, die Stärke in den Muſ-

keln

keln beym Hercules und das Widerſtreben und die Preſſung beym Antäus fallen ſehr deutlich in die Augen. n. 593-596. ſind wiederum vier Steine mit dem Hercules, der den Cerberus bindet. n. 602. eine vortrefliche Vorſtellung des Hercules und der Jole. n. 609. ein Allegoriſcher Stein. Hercules trägt die Victorie auf dem Rücken. Einige haben dieſe Göttin fälſchlich für den Cupido angeſehn. Aber ſchon die langen Flügel hätten ſie wiederlegen können. n. 611 eine Nachahmung des Farneſiſchen Hercules vom Glykon. n. 625-630. Sechs Steine mit den Köpffen der Omphale, deren jeder Schönheit und Grazie, obgleich auf verſchiedene Art hat. n. 644-649. wiederum ſechs Steine mit der Hebe, welche den Nectar der Götter verlangte. Ein leichtes Gewand hängt über ihrer Schulter.

Neunte Abtheilung. Mindere, allegoriſche und Aegyptiſche Gottheiten. Wir treffen hier alſo den Aeſculap und die Hygea: ferner die Victoria: denn die Gottheiten des Glücks, des Friedens, die Vorſtellungen der Tugenden, der Billigkeit, der Eintracht, der Treue der Hoffnung, die Nemeſis, der Gott des guten Ausganges (Bonus Eventus) Pomona, Pietas. letztere iſt mit einem langen Kleide angethan und lehnt ſich auf eine attiſche Säule, auf welcher ein Dreyfuß ſteht. Ihren Schleyer breitet ſie mit beyden Händen aus einander und zu ihren Füſſen ſteht ein Storch. Es folgen Caſtor und Pollux nebſt den vergötterten Ländern und Städten: als Africa, und Rom: denn die Geſchichte der Aurora des Cephalus und Phaethon: die Muſen: die Grazien, die Suadela, und der Genius:

 endlich

Digitized by Google

endlich Cupido und Pſyche. Unter dieſem Abſchnitte ſind vortrefliche Ideen, die die alten Künſtler auf Steinen ausgedruckt haben. Ein Mann von Gefühl wird mit Wolluſt ſie erblicken und ihre Schönheit empfinden. Aber auch nur ein Mann, dem die Natur dieſes zärtliche Herz gegeben, wird im Stande ſeyn davon zu urtheilen. Der liebenswürdige Gleim ſollte und würde der beſte Ausleger dieſer ſchönen Reihe von Steinen ſeyn. Dieſe Abtheilung enthält ferner die Steine mit den Vorſtellungen des Oſiris, der Iſis, des Serapis des Harpocrates, des Cneph, des Canopus, und anderer Egyptiſchen Gottheiten. Es hat auch H. L. Steine von der Art, welche Abraxas genennt werden, beygefügt. Auch ſehn wir den Gott Lunus mit einer phrygiſchen Mütze. Den Beſchluß machen die Sirenen, Minervens Eule, die Harpyien, Sphinx, Chimära. — Welch einen Reichthum von Sachen enthält nicht dieſer einzige Abſchnitt, und welche Gelegenheit bietet er nicht uns an, uns von vielen Stücken der alten Fabellehre und Theologie richtige Begriffe zu machen!

Zehnte Abtheilung. Opffer und andere gottesdienſtliche Gebräuche. Bey dieſem Theile ſind die Erklärungen des H. V. weitläuftiger und ausführlich. Denn es ſtieſſen ihm oft Schwierigkeiten bey der Erklährung auf, vornehmlich wenn er erklähren ſollte, welchem Gott nun eigentlich das Opffer zugehörte. Man trift ſowohl in Anſehung der Kunſt als der Vorſtellung ſehr merkwürdige Steine hier an. Unter die alten hat H. L. einige Steine des *Valerio Vicentini* mit geſetzt, welcher beſonders viele Opffer geſchnitten hat. Der

Kunſt

Kunſt nach ſind ſeine Arbeiten unvergleichlich und die Zeichnung und Ausführung iſt ſchön. Allein ſie ſind lle der hiſtoriſchen Wahrheit zu wieder, und die Ge- räuche, welche bey den Opffern der Alten gewöhnlich aren, ſind vernachläßiget. Vornehmlich bemerkt man, aß er ſeine Lieblingsfigur, eine Weibsperſohn, überall ngebracht habe.

Wir nehmen nun den zweyten Theil vor uns, elcher das hiſtoriſche Tauſend betittelt iſt, ob er leich eigentlich 1095 Abdrücke enthält.

Dieſer Theil iſt in vier Abſchnitte getheilt, aus elchen wir die vornehmſten Stücke anzeigen wollen.

Erſter Abſchnitt: Einige Helden, welche vor er doch kurz nach dem Trojaniſchen Kriege gelebt ha- n. Er fängt vom Prometheus, welcher ein Skelet ldet, an, ſchließt mit dem Eurypylus und begreift 4 Steine. n. 16. 17. 18. ſind drey vortrefliche Medu- nköpffe vom Soſocles und Solon, ſo wie n. 19. ein achſchnitt des Hieronymus Roſi, eines berühmten taliėniſchen Steinſchneiders iſt. In jenen Köpffen aller Reiz des Schönen angebracht. Es folgen noch hs Steine n. 20-26. auf welchen gleichfalls ſchöne d edle Meduſenköpffen ſind. H. L. tadelt mit Recht neuen Künſtler, welche die Meduſa gemeiniglich mit eußlichen Geſichte, gerunzelter Stirne, Falten den Backen, und aufgeſperrten Munde aus Unwiſſen- t des wahren Bildes vorſtellen. n. 39. die Atalanta t beſonderer Zärtlichkeit gearbeitet. Das leichte und ine Gewand, welches alle Glieder durchſcheinen t, nebſt dem durchſichtigen Schleyer iſt wunderns- rdig gemacht. n. 81. iſt der berühmte Stein, wel-

chen

Digitized by Google

chen Hr. Winkelmann für ſeine Geſchichte der Kunſt ſtechen laſſen, und den er für das allerälteſte Denkmahl der Steinſchneiderkunſt hält. Es ſtellt derſelbe fünf Helden von Theben vor, deren Nahmen auf der Seite bey den Figuren aufgezeichnet ſind. Die Critik, welche H. W. über den Stil gemacht, iſt bekannt, oder kann bey ihm ſelbſt nachgeleſen werden. n. 84 - 91. Acht Steine, worauf der ſchwimmende Leander zu ſehn. Dieſe Geſchichte muß den alten Künſtlern ungemein gefallen haben. Denn ſie haben dieſelbe ſehr oft vorgeſtellt. n. 100 - 103. Othryades von Sparta der auf den zuſammengetragenen Waffen ſeiner Feinde ſtirbt. Von n. 115. gehn die Homeriſchen Steine an, die ganz beſonders merkwürdig ſind. Wir müßten alles abdrucken laſſen, wenn wir unſere Leſer nach unſerm Wunſche hiervon unterrichten wollten. Denn hier iſt jeder Stein einer beſondern Aufmerkſamkeit werth und jeder Stein trägt zur Erklährung des Vaters der Dichter etwas bey. Etwas weniges will ich auszeichnen, n. 130. iſt ein Werk eines neuern berühmten Steinſchneiders, Philipp Sirletti, welcher nach der berühmten Gruppe des Laocoons geſchnitten iſt. Der folgende Stein ſtellt eben dieſe Begebenheit vor. Laocoon wird bey dem Eingange eines Tempels nebſt ſeinem Sohne von den Schlangen gequält. Man trift hier einige Steine an, welche von dem erſten Stile Griechiſcher Kunſt ſind, z. E. n. 126. 145. 146. 161. Dieſe Steine können uns in Anſehung der Geſchichte der Kunſt gar nicht gleichgültig ſeyn. n. 110. den Stein, auf welchem Ulyſſes den im Grabe verſteckten Aſtyanax ſucht, hält H. L. ſehr richtig mit Marietten (T. I. tab. 96) für

ein

in Werk des funfzehnten Jahrhunderts, und daß es
nach einem Kupffer des Marci Antonii, welches er
nach einer Zeichnung des Raphael geſtochen, geſchnitten
ſey. Die Zeichnung ſtellte die Geſchichte Alexan-
ders vor, da er die Werke des Homers in das erbeute-
te koſtbare Käſtgen legt. n. 183. die vortrefliche Vor-
ſtellung des Diomeds vom Dioſcorides, und die eben
ſo ſchöne des Solon n. 192. Der H. V. muthmaſſet,
daß vielleicht beyde Künſtler nach einem berühmten
Monument gearbeitet haben, welches damahls vorhan-
den geweſen. Er hat acht Nachahmungen dieſer Steine
n. 184-191. beygefügt, deren Betrachtung und Ver-
gleichung untereinander durch den Nutzen, den man da-
von haben kann, belohnt genug wird.

Zweyte Abtheilung: wird in zwey Abſchnitte
wiederum getheilt. Der erſte begreift Königliche und
andere berühmte Perſonen aus Macedonien, Aſien und
Africa: der andere enthält Griechiſche Feldhern, Ge-
ſetzgeber, Weltweiſen, Dichter, Aerzte und andere be-
rühmte Männer. Die letztern Steine ſcheinen die
Lieblinge des H. L. zu ſeyn. Denn er hält ſich bey ihnen
weitläuftig auf, und man ſieht ſeinen Beſchreibungen
das Vergnügen an, mit welchem er ſie verfertiget hat.
Er erzählt ihre Geſchichte und ſie mußte ihn vergnü-
gen, da ſie ſo reich an ſchönen Zügen ſowohl zur Kunſt
als zu den Wiſſenſchaften iſt. Auch hier wollen wir
einige Steine auszeichnen, um die Leſer einzuladen, ſich
das Vergnügen zu verſchaffen, und die ganze Samm-
lung zu betrachten. n. 211. ein rares Werk: ſtellt den
Darius Hyſtaspis mit ſeinem Stallmeiſter Oebares
vor. n. 245. iſt der bekannte Stein aus dem königli-
chen

chen franzöſiſchen Cabinette, worüber Galland und Baudelot Streitſchriften gewechſelt haben. Es hat dieſer Kopff eine Binde um den Mund, darin die Oeffnung zum Munde geſchnitten iſt, dergleichen Binden ſich die Flötenſpieler bedienten. H. L. ſtimmt dem Baudelot bey, welcher nach der Gegeneinanderhaltung des Steins mit den Münzen, ihn auf den Ptolemäus Auletes (den Flötenſpieler) gedeutet hat. n. 211. Cleopatra, ſterbend, mit der Natter in der Hand. Mit kläglichen Geberden ſtehn drey Liebesgötter um ſie herum. Eine feine Erfindung! n. 314. Solon der Geſetzgeber der Athenienſer als eine Terminus gebildet: ein Werk des Toricelli, eines berühmten Italiäniſchen Steinſchneiders, mit groſſer Kunſt nach einem Marmor geſchnitten. n. 334. ein unvergleichliches Werk des Praxiteles, ſtellet den Phocion vor. n. 343 - 351. Neun Steine mit dem Kopffe des Socrates, welcher unzähligemahl abgebildet worden. H. L. hat nur die aus ſeiner Sammlung ausgeleſen, die ihm die Beſten zu ſeyn geſchienen. n. 353 - 358. Es folgen ſechs Köpffe des Plato, deren jeder ſchön iſt, und wegen der Verſchiedenheit des Geſchmacks und der Behandlung des Schnittes merkwürdig. n. 365. 366. Diogenes in ſeinem Faſſe. n. 392 - 395. Köpffe des Hippocrates, wovon der erſte von beſonderer Schönheit iſt. n. 414 - 416. ſind Köpffe des Homers welchen er n. 417. einen andern beygefügt hat, den Bichler, ein berühmter deutſcher Steinſchneider, der in Rom lebt, nach einem Marmor geſchnitten hat, ſo wie auch jene nach dem berühmten Marmor im Capitolio, welcher den Homer vorſtellt, gemacht ſind. Ich übergehe viele andere,

und

und ſtehe nur bey einer alten Paſte n. 446. ſtille, welche ſonſt dem Baron Stoſch gehörte. Dieſes Werk iſt gar ſonderbahr und ſtellt einen Eſel vor, der auf zwey Beinen ſteht und mit dem Kopffe zurück ſieht. Auf ſeinen Rücken iſt etwas aufgelegt, und vor ihm ſteht ein Mann, der mit der Hand ihm etwas anzudeuten ſcheint. „Vermuthlich, ſagt H. L. iſt es der Eſel in welchen unter den Griechen Lucianus und unter den Lateinern Apulejus vorgab, verwandelt geweſen zu seyn. Dieſer Eſel hatte die menſchliche Vernunft behalten, und kam nach vielen wiedrigen Zufällen endlich an einen reichen Herrn, der ihn aus Wolgefallen über ſeine Gelehrigkeit ſehr gut gehalten, und nachdem er zu allerley Spielen abgerichtet worden war, mit koſtbahren Pferdezeug ſchmücken ließ.„ Es iſt beſonders, wie die Worte des Apulejus (Metam. L. X.) auf dieſe ganze Vorſtellung paſſen.

Dritte Abtheilung. Römiſche Geſchichte hat wiederum zwey Abſchnitte: erſtlich Rom bey ſeinem Anfange, Könige, Rathsherren und andere berühmte Männer: denn Kaiſer, Kaiſerinnen und ihre Kinder. Den Anfang macht der Genius Roms, und den Beſchluß Flavius und Julianus, und ſeine Gemahlin Flavia Julia Helena. Der H. V. ſagt in der Vorrede, daß er in der Benennung der Köpffe der Römer ſehr behutſam verfahren ſey. Er hat daher die Aehnlichkeiten aus den Münzen und andern alten Denkmählern ſorgfältig angeführt, damit ein jeder von der Richtigkeit dieſer Benennung urtheilen könne. Deſto leichter und gewiſſer aber iſt ihm die Benennung der Kaiſer und ihrer Gemahlinnen geweſen. Hier ſind Münzen, Statüen

tſen und Marmor genug zu finden, die uns unterrichten und belehren können.

Wir wollen auch dieſe Abtheilung nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen. n. 462. ein ſchöner Stein. Die Lucretia erſticht ſich. „Von dieſem unvergleichlichen Werke, ſagt H. L. kann man nicht guts genug ſagen, da alle Grazie daran zu ſehen. Richtige Zeichnungen ſchönes Fleiſch, zartes wollenes Gewand, durch welches man doch alle Glieder ſehen kann, nebſt der Feinigkeit der Arbeit und der reinen Ausführung macht alles davon vorzüglich.„ n. 478. 479. Tuccia die Veſtalin, trägt in einem Siebe Waſſer. Die Geſchichte iſt bekant genug. n. 503 = 511. Neun Steine mit dem Köpfe des Cicero: worunter vornehmlich der letzte ſehr prächtig iſt. Künſtler werden an dieſen Steinen viel bemerken, das ſie belehren kann. n. 544. Ein groſſes und trefliches Werk. Die zuſammengefügten Köpfe des Antonius und der Cleopatra. n. 550. 551. Die Köpfe des Mäcenas, der eine von Dioſcorides, und der andere vom Solon: von welchen groſſen Künſtler zugleich H. L. eine kleine Nachricht giebt. Es folgen die Köpfe verſchiedener Römiſcher Schriftſteller: als des Ovids, des Salluſt, des Seneca, des Horaz. Ueber die gute Meinung, die H. L. von dem Studieren unſerer jungen Leute hat, habe ich lachen müſſen. (S. 183.) Er ſagt bey Gelegenheit des Horaz: „Seine Schriften ſind in eines jeden Schulknaben Händen. Kein Dichter wird ſo allgemein geleſen: er gefällt Perſonen von jedem Alter, von jedem Stande und von noch ſo verſchiedenen Einſichten und Lebensarten.„ Der ehrliche Hr. L. iſt von dem Verfall der Gelehrſam-

keit

t und der Verachtung der ſchönen Wiſſenſchaften in
ſerm Vaterlande nicht genug unterrichtet, und er kennt
ſere deutſchen Gelehrten und Univerſitäten nicht ge-
g. Unter jenen kenne ich berühmte Männer, die
i Horaz nach ihren Schuljahren nicht wieder in die
inde genommen haben, und von dieſen wollte ich ihm
hl einen Ort nennen, wo ſich 800 Jünglinge, adli-
n und bürgerlichen Standes Studirenshalber auf-
ten, von denen auch nicht ein einziger die über die-
Dichter angekündigten Vorleſungen beſuchen will
beſucht. Das iſt unglaublich, wird mein Freund
en. Allein ich ſtehe ihm für die Wahrheit.)

Unter den Steinen mit den Köpffen der Kayſer
Werke von unbeſchreiblicher Kunſt und Schönheit.
r nennen nur n. 587. 603. 638. 641. 659. 676. 686.
andere mehr. Eine bloſſe wörtliche Beſchreibung
t hier nicht zu um vollkommne Begriffe zu geben.
n muß die Steine ſelbſt ſehen und man muß ſie
ehen, um ſich von ihrer Schönheit zu überzeugen.

Vierte Abtheilung. Soldaten auch andere
räuche, Spiele und was die Künſte und Handthie-
gen angeht: ingleichen Thiere, Symbole, Grillen
Gefäſſe. Ein Forſcher der Alterthümer wird
Materie genug finden, ſeine Neugierde zu ſtillen um
von mancher alten Sache eine richtige Vorſtellung zu
ſen. Auch hiervon wollen wir Beyſpiele anführen.
67-870. ſtellen Schiffe vor; beſonders iſt das vier-
Schiff, welches man für ein Transportſchiff halten
. Denn es iſt hinten bedeckt, und mit Leuten
füllt. n. 880. iſt ein neues aber ſchön gearbeitetes
f, welches Mariette, der eine gute Abbildung

davon geliefert (T. I. tab. 107.) dem Maſſaro von Verona beylegt. Es ſtellt eine Schlacht vor, und man ſagt, daß es eine Nachahmung des berühmten Gemähldes in den Gemächern des Vaticans vom Raphael ſey, welches die berühmte Schlacht des Conſtantinus vorſtellt. Ob aber gleich dieſes Werk nach allen Regeln einer guten Zeichnung, eines treflichen Contraſtes und des Mannichfaltigen gemacht iſt, ſo hat doch der Künſtler, da es ein Treffen der Römer mit irgend einem andern Volke vorſtellen ſoll, wenig von den damahligen Waffen und dem Gebrauche derſelben verſtanden. Denn anſtatt Signa hat er Fahnen gemacht, und die Buchſtaben S. P. Q. R. hineingeſetzt. So nöthig iſt einem Künſtler, wenn er auch alle Geſchicklichkeit in dem mechaniſchen Theile ſeiner Kunſt beſitzt, das Studium der Alterthümer! n. 886. die Seltenheit des Steines macht ihn ſchätzbar. Er ſtellt die Colonien vor, welche aus der eilften Legion nach Africa, Aegypten und Spanien verſetzt worden. In der Mitte deſſelben iſt die Wölfinn, welche den Romulus und Remus ſäuget; ihr zur Seiten ſieht man den Ruminaliſchen Feigenbaum; hinter ihr ſind drey Signa Militaria; wovon das mittelſte der Adler der Legion iſt, und noch darneben zwey Ruthenbündel mit eingebundenen Beilen: zwiſchen dieſen ſteht. L. XI. C. P. F. (Legio Undecima, Claudia, Pia, Felix.) Oben zur rechten Hand iſt ein Kopf mit einem Elephantenriſſel bedeckt und darneben ein Scorpion als das Symbolum von Africa: unten darunter der Kopf des Oſiris, auf deſſen Stirne zwey Krebſcheeren: linker

Hand

Hand oben iſt ein Kopff mit einer Mauerkrone, unten ein Siegeszeichen und neben dieſem ein Caninchen, als das Merkzeichen von Spanien. Die Buchſtaben im Abſchnitte ſind Q. F. I. T. Q. (Quintus Fabius ET Titus Quintus.) Wenn dieſer Stein unſern Leſern merkwürdig vorkomt, ſo können wir ſie verſichern, daß ſie noch viele von dieſer Art in dieſer Abtheilung finden werden. Beſonders gehört hierher auch n. 897. welcher mit einer bekannten Münze der Veturiſchen Familie viel Aehnlichkeit hat. Man ſieht hier einen Fecial, der ein Schwein auf dem Schooſſe hat, welches zwo Perſohnen mit der rechten Hand berühren. Dieſes Steingen zeigt alſo den feyerlichen Gebrauch Bündniſſe oder Verträge zu ſchlieſſen. n. 900 - 906. gehen die Wettrennen, und circenſiſchen Spiele an. Es folgen noch andere Vorſtellungen, von Ringern, Pancratiaſten, Diſcobolen und ſiegenden Athleten. n. 938. 939. ſind zwey Hochzeitringe, mit beſondern und allegoriſchen Vorſtellungen. n. 961. iſt ſonderbahr, und vom erſten rauhen Griechiſchen Stil. Man ſieht drey Larven neben einander, eine oben drüber und eine weibliche mit dem Mond drunter. Hr. L. hält es für gewiß, daß es die älteſten Dichter ſeyn ſollen, als der Linus, Heſiodus, Homer, Orpheus und die Sappho. Von n. 1000. an, folgen Steine auf welchen die lächerlichen Figuren erſcheinen, die aus den Theilen verſchiedener Thiere zuſammengeſetzt ſind. Was des Chifletius bekannte Meinung von dergleichen Zuſammenſetzungen anbelangt, welcher ſie auf den Socrates und ſeine Geſchichte deutet, ſo ſagt Hr. L. ſehr vernünftig. „Es kann ſeyn, und auch nicht ſeyn: denn wir

ſind von den ſymboliſchen Dingen und der Allegorie der Alten nicht genug unterrichtet. „ Dieſen Steinen ſind die Abbildungen verſchiedener Thiere beygefügt, unter welchen wir n. 1049. das Symbolum des Apollo Sminthius bemerken. Es iſt eine Mauß, die auf dem Rande einer Opferſchüſſel ſitzt, hinter welcher ein Opfermeſſer zu ſehen. Unter dieſen Steinen ſind auch manche ſymboliſche, als n. 1060 ein Papagey hält in ſeinem Schnabel ein paar mit den Stielen zuſammengewachſene Kirſchen. Sollte Hr. L. den rechten Sinn der Vorſtellung getroffen haben, wenn er ſagt, dieſes Bild bedeute das Angenehme in einer wohlgeſetzten Rede? n. 1072. iſt ein Stein, welcher dem Aberglauben der griechiſchen Chriſten ſeinen Urſprung zu danken hat.

Den Beſchluß machen die Steine, auf welchen Gefäſſe vorgeſtellt ſind. Wir haben ſie nicht ohne Vergnügen betrachtet, und jeder Liebhaber des Schönen wird ſie mit eben der Empfindung betrachten. Wie ſchön iſt die Caelatur an den Gefäſſen n. 1080 n. 1083. n. 1088. beſonders n. 1089. Dieſes iſt ein groſſes Gefäß, mit einem Deckel, an welchem der Kopff oder Griff ein Sphinx iſt. Die Verzierung der Glieder iſt reich, die Cälatur ſchön, und ſtellt ein Bacchusfeſt mit Satyren und Bacchantinnen, nebſt dem Akratus, dem Genius des Bacchus, vor. Der Bauch, an welchem kurze Handhaben ſind, iſt mit Buckeln und Lilienſtäben verzieret.

Wir brechen hier ab, und wir überlaſſen es dem Leſer, aus der kurzen Anzeige, die wir gegeben haben, (denn in Betrachtung des mannigfaltigen Reichthums

dieſer

dieſer Samlung iſt ſie wirklich kurz) auf die Wichtigkeit und Brauchbarkeit des ganzen Werks, welches dem Künſtler und Gelehrten ſo viele zum Theil noch nie geſehene Schätze anbietet, zu ſchlieſſen.

Nur eine kleine Anmerkung will ich hier noch machen, und ich bitte Hr. Lippert, mir hierüber ſeine Meinung zu ſagen. Hr. Lippert hat einige Steine, als alt, uns geliefert, die mit dem Nahmen LAVR. MED. bezeichnet ſind. Er ſagt im 1 Th. S. 28. bey Gelegenheit eines ſolchen Steines „dieſer Herr, der die beſten Steine mit ſeinem Nahmen bezeichnen ließ, kann hierzu wohl keine allzuwichtige Urſache gehabt haben. Denn nach antiquariſchen Geſchmacke macht es den Steinen keine Zierde.„ Ich erinnere mich an eine merkwürdige Stelle des Mariette (Traité des pierres gravées. T. I. p. 417) die ich hier überſetzen will. „ Man hat ſeit langer Zeit geglaubt, und viele Leute, die ſich für Kenner ausgeben, glauben es noch, daß gewiſſe Steine mit dem Nahmen Lorenz aus dem Hauſe Medicis alt wären, und daß dieſer Fürſt, der Vater und Beſchützer der Künſte, ſeinen Nahmen habe darauf ſetzen laſſen, um zu bezeugen, daß ſie ihm zugehörten, ſo wie viele Leute aus eben der Urſache ihren Nahmen auf die Bücher ihrer Bibliothek ſetzen laſſen. Gleichwohl iſt nichts ſo unwahr, als dieſes Vorgeben. Es iſt bewieſen, daß dieſes neue Werke ſind, die auf Befehl dieſes Prinzen verfertiget worden. Es ſind gröſtentheils Copien alter Steine, die Johann delle Cornivole, ein Florentiner, nebſt andern Künſtlern, die Lorenz, ein groſſer Liebhaber der Steinſchneiderkunſt, nach Florenz gezogen hatte, verfer-

tiget hat. „Ich bin ungewiß, auf welche Seite ich meinen Ausſpruch thun ſoll, und ich erwarte von Hr. Lippert weitere Belehrung.

Vielleicht iſt es nach der Erzählung von dem Unternehmen und der Ausführung dieſes Werks nicht einmahl nöthig, etwas zum Lobe ſeines Urhebers zu ſagen. Wer den patriotiſchen Eifer, mit welchem er daſſelbe gewagt, ohne Mühe oder Koſten zuſpahren, und der ihn bey ſehr zweifelhaften Ausſichten und zweydeutigen Hoffnungen eines Vortheils belebt hat, betrachtet, wird ihm daſſelbe ohne unſere Erinnerung ertheilen. Unſere Pflicht iſt nur, ſeine Erklährungen zu rühmen. Wir haben in denſelben die beſte Beleſenheit in Griechiſchen und Lateiniſchen Schriftſtellern gefunden, und zugleich die ſeltene Geſchicklichkeit, das geleſene glücklich anzuwenden und zu nutzen. Seine Beſchreibungen ſind deutlich und unterrichtend, ſeine Urtheile von der Kunſt richtig, die Schreibart ſelbſt aber iſt natürlich. Auch da, wo ich nicht mit des Verf. Erklährungen zufrieden geweſen, (dieſes iſt bloß bey denen Steinen geſchehen, wo er allegoriſche Vorſtellungen zu erblicken geglaubt hat), habe ich doch ſeinem Nachdenken und ſeinem philoſophiſchen Geiſte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen müſſen.

Möchten nun auch nur unſere Landesleute (ich muß einen Wunſch, deſſen Erfüllung mir ſo ſehr am Herzen liegt, wiederhohlen) ſich dieſer Vortheile bedienen, und die, deren Pflicht und Werk es iſt, für den Flor der Wiſſenſchaften zu ſorgen, dahin ſehen, daß ſie zum Nutzen der Jugend angewendet würden. Was würden wir nicht in einer Zeit von zwanzig Jahren für

glück-

Digitized by Google

glückliche Folgen ſehen, wenn dieſes Werk bey dem mythologiſchen und poetiſchen Unterrichte auf Schulen zum Grunde gelegt würde! Aber freylich würde ein Mann darzu erfordert, der mehr Geſchmack, Einſicht, Sprachkenntniß hätte, als der Pöbel unſerer Schulleute beſitzt, deren ganze Einſicht gemeiniglich in den engen Gränzen einer trocknen Dogmatic und einiger Griechiſchen Wörter des Neuen Teſtaments und lateiniſchen Ausdrücke der Ciceroniſchen Briefe eingeſchloſſen iſt: er müſte eine gründliche Gelehrſamkeit mit einen feinem Geſchmack verbinden, kurz es müßte ein Herder ſeyn. Ich kann mit keinem patriotiſchern Wunſche ſchlieſſen, als daß jede Provinz Teutſchlandes wenigſtens Einen Herder beſitzen möge.

F.

II.

Luſtſpiele von Gotthold Ephraim Leßing. Erſter Theil. Der junge Gelehrte. Die Juden. Der Miſogyn. Zweyter Theil. Der Freygeiſt. Der Schatz. Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück. Berlin, bey Chriſtian Friedrich Voß. 1767. Ein Alphab. und 5 B. in 8.

Der Abſicht unſerer Bibliothek gemäß, dürfen wir nur bey dem neueſten dieſer Dramatiſchen Stücke verweilen, und wir thun es mit deſto gröſſerm

Vergnügen, da wir an ihm merkliche Vorzüge für ſeinen Vorgängern entdecken. Den Inhalt deſſelben erzälen wir nicht, weil das Skelet eines Luſtſpiels gemeiniglich nur für das Auge des Kunſtrichters ein intereſſanter Anblick iſt; und dieſer hat gewiß die Minna eines Leßings geleſen, oder aufführen ſehen.

Man weiß, wie ſehr unſer Verfaſſer ſich dadurch um die Deutſche Bühne verdient gemacht, daß er uns Nationalcharaktere geſchildert, und auch in dem Stücke, das wir vor uns haben, behauptet er dieſes Verdienſt. Seine Perſonen ſind vollkommene Deutſche, durch keinen ausländiſchen Zug verſtellt; ſelbſt die kleinſte Nuance ihres Charakters iſt in den Sitten des Landes gegründet

Ueberdem iſt dieſes Luſtſpiel ein neuer Beweiß, in welchem Grade H. L. den Ton der Comödie beſitze. Die edle Denkungsart eines Tellheim; ſeine zärtliche Liebe, von Großmuth begleitet; verſchiedene rührende Situationen gränzen ſo nahe an das tragiſche, daß mancher Schauſpieldichter ſich dadurch hätte verleiten laſſen, uns etwas von dem tragiſchkomiſchen zu liefern, welches der wahren Natur der Bühne ſo ſehr zuwider iſt. Im Vorbeygehen müſſen wir eine Bemerkung anbringen, die wir bey gegenwärtigem Stücke, und bey einigen des Hr. v. Voltaire gemacht haben *). Gewiſſe traurige Auftritte können ſehr wohl in einem Luſtſpiele vorkommen, ohne dem Weſentlichen deſſelben den geringſten Eintrag zu thun, wenn dieſe Traurigkeit ſich nur nicht zu ſehr über das Ganze verbreitet, und der Dichter die Kunſt verſteht, es nicht ſo wohl in die

*) Nanine. L'enfant prodigue, L' Ecoſſaiſe.

die Reden der handelnden Perſonen, als in ihre Situation ſelbſt zu legen.

Die Gegenwart ſolcher, die bey dieſer Situation entweder weniger intereßiret ſind, oder, ihren Geſinnungen gemäß, einen gleichgültigen Antheil daran nehmen, können den Comiſchen Ton genug unterſtützen. Nur muß man in der rührendſten Scene ſchon den Uebergang zu einer glücklichen Cataſtrophe vorausſehen; oder wenn man ſie nicht vorausſieht, ſo muß ſie wenigſtens nicht weit davon entfernt ſeyn. Fortgeſetzte Deklamationen, worin die Wehmuth herſcht, und eine anhaltende Ungewißheit des Zuſchauers geben dem Stücke das melancholiſche Anſehen, das es nach den Geſetzen des Luſtſpiels nicht haben ſollte.

Um wieder auf Minna v. Barnhelm zu kommen, ſo ſcheint dem Recenſenten, nur in ein paar Stellen, der Ton etwas zu feyerlich zu werden, und ſich von ſeiner gewöhnlichen Simplicität zu entfernen. Z. B. in dem fünften Auftritt des letzten Aufzugs ſagt Tellheim: „die Liebe ſelbſt, in dem volleſten Glanze des Glückes, konte ſich darin (in der Sele) nicht Tag ſchaffen. Aber ſie ſendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finſtern Schmerze vertrauter, die Nebel zerſtreuet, und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öfnet.„ Es ſind in dieſer Abſicht die Franzoſen glücklich, deren Verſe zum Dialog ſo ſehr geſchickt ſind, und die ſich derſelben bedienen, wenn ihre Comödie einen etwas höhern Charakter annehmen ſoll. Dasjenige, was in der Proſa ſchon feyerlich wird, iſt in der Poeſie nur edel.

Was den Contraſt unſers Stücks betrift; ſo iſt er fürtreflich, und erforderte deſto mehr Kunſt, da er nicht durch die Entgegenſetzung guter und böſer Charaktere entſteht; ſondern dieſe faſt insgeſamt gut ſind. Tellheim und ſein Wachmeiſter haben beyde die edelſte Denkungsart; nur Stand und Erziehung machen, daß ſie auf verſchiedene Art ſich äuſſern. Auch des Fräuleins Seele iſt zur Großmuth gebildet; aber man nimmt wahr, daß bey der Bildung derſelben das Geſchlecht ſeine Rechte behauptet.

Des Bedienten Gutherzigkeit hat etwas rauhes; man ſieht ihm den Reitknecht an. Wie viel feines hingegen hat das mit dem Fräulein erzogene Kammermädchen! Der Oheim läßt bey ſeinem kurzen Auftritte Geſinnungen blicken, die ihn dem Tellheim ziemlich ähnlich machen; allein ſie contraſtieren durch die verſchiedenen Verhältniſſe, in denen ſie mit einander ſtehen.

Wenn wir an der Oeconomie des Stücks etwas tadeln müßten; ſo wäre es vielleicht die Liſt des Fräuleins und ihr vorgegebenes Unglück. Dieſes ſcheint uns durch das Vorhergehende nicht natürlich genug eingeleitet zu ſeyn.

Ueber die darin herſchenden groſſen Sentiments freuen wir uns um ſo viel mehr, weil ſie weniger in Worten, als in Handlungen ſich zeigen. Eine Kunſt, die ſo wenige Schauſpieldichter anzuwenden wiſſen! Hier erſchöpfen ſie den Geiſt nicht; keine vollkommenen Abdrücke von ihm ſollen es ſeyn: nur hingeworfene Züge, die auf ſeine übrige Gröſſe ſchlieſſen laſſen.

Was uns am wenigſten in den Luſtſpiele gefällt, iſt der franzöſiſche Officier. Warum mußte dieſer juſt ein

Digitized by Google

ein Franzoſe ſeyn? Er kömmt bloß, eine Satyre auf ſich machen zu laſſen, denn ſonſt hätte ein Deutſcher eben daſſelbe verrichtet. Sollte nicht, wenn wir einen Ausländer auftreten laſſen, der Grund davon in dem Stücke, und in der Rolle, die er zu ſpielen hat, liegen müſſen? Wenn Moliere oder Goldoni einen Gasconier oder Bergamasker auf die Bühne bringen; ſo hat ihr Nationalcharakter etwas, das ſie zu ihrer Rolle geſchickter macht, und ſelbſt ihr Dialekt ſcheint für das, was ſie ſagen müſſen, bequemer zu ſeyn. Er iſt ihren Einfällen faſt unentbehrlich; ohne ihn würden ſie nicht ſo naif, und oft froſtig werden. Worzu aber hier das gebrochene Deutſch mit dem untermengten Franzöſiſchen? Ehe noch wäre es zu entſchuldigen, wenn Ricaut eine wichtige Perſon ſpielte; allein er iſt beynahe müßig: denn auf das königliche Schreiben wird man noch durch den Wachmeiſter vorbereitet.

Uebrigens unterſcheidet ſich auch dieſe Comödie dadurch von ihren älteren Schweſtern, daß ſie mehr den Ton der guten Geſellſchaft hat. Wir wünſchten, daß in jenen, bey der neuen Ausgabe, viele unedle Ausdrücke, mancher matte Witz weggelaſſen worden, wodurch nothwendig ein zärtliches Gefühl beleidigt werden muß. Kan der Umgang mit der feineren Welt ſich mit den Worten: **Rabenaas, Stockfiſch, Pickelheering, Schlingel,** u. a. m. vertragen? Selbſt aus dem Munde eines Bedienten ſollte man ſie denn nicht hören, wenn dieſer öffentlich erſcheinen und vergnügen ſoll. Von ſeinem Herrn müßte er auch mit dergleichen Schimpfworten verſchont bleiben, die allzu niedrig ſind, und wenn einige nicht völlig vermieden

werden

Digitized by Google

werden können; ſo ſollte man wenigſtens recht behutſam ſeyn, die erträglichſten zu wählen, und auf das ſparſamſte anzubringen.

Giebt es denn keine andere Art, ſich im Zorne auszudrücken? Oder muß der Dichter nicht, indem er das Wahre ſchildert, manchen Zug dem Geſchmacke aufopfern? Wie will aber Hr. L. die Zweydeutigkeiten entſchuldigen, die man ſo häufig bey ihm antrift, und zwar ſolche, bey denen die freyeſte Pariſerin erröthen würde? Eine macht ſo gar den Schluß eines Luſtſpiels (*).

Molieren verleitete der Pöbel zu dem Sacke des Scapin: Warum muß ſich bey uns der Schauſpieldichter noch ſelbſt durch die Logen verführen laſſen?

B.

12.

Lieder der Deutſchen. Berlin, bey G. L. Winter, 1766.

Man hat bisher über dieſe Sammlung von zweyhundert und vierzig Liedern ſehr verſchiedentlich geurtheilt. Ich habe mich unter den Hauffen gemiſcht, die Urtheile angehört, die Stimmen geſammelt, und da ich ſie nun zähle, ſo finde ich, daß ein groſſer Theil eben ſo denkt, als ich allezeit davon gedacht habe. Viel-

(*) Die Juden.

Digitized by Google

Vielleicht würde mancher ſein Urtheil eben ſo frey her-
ausgeſagt haben, als ich es jetzt ſagen will, ja viel-
leicht würde er nicht das Unternehmen öffentlich gelobt
haben, das er im Geheim mißbilligte, wenn nicht die-
ſe Zurückhaltung und Furchtſamkeit eine ganz natürli-
che Folge von dem Hohngelächter wäre, welches einige
Kunſtrichter ſeit gewiſſen Jahren über alle erhoben ha-
ben, die es wagten, die von ihnen bewunderten Schrift-
ſteller zu tadeln. Meinetwegen mag die Critik dieſen
Aufſatz verdammen, wie und wo ſie will. Ich bedie-
ne mich der Freyheit, die jedem gelaſſen werden muß,
und ich ſage nach meiner Empfindung und Einſicht
meine Meinung von dieſen Liedern der Deutſchen.

Das Unternehmen eigenmächtige Veränderungen
in einer fremden Arbeit zu machen, ſie öffentlich her-
auszugeben, und das dem Verfaſſer Eigene wegzulaſſen,
kan von einer gedoppelten Seite betrachtet werden, von
der Seite des Schriftſtellers und des Leſers. Ich
bin nicht entſchloſſen, jetzt die Sache des erſtern zu
führen, und zu unterſuchen, ob es gerecht, billig und
erlaubt ſey, ſich dieſe Gewalt über eine fremde Sache
anzumaſſen. Wer noch dazu Schriftſteller ſelbſt iſt,
dem wird ſeine Empfindung ſagen, was er bey einer ſol-
chen Begebenheit denken und fühlen würde und er wird
auch die Nothwendigkeit, dergleichen Zufälle zu verhin-
dern, denen ein jeder ausgeſetzt ſeyn würde, wenn dieſe
Verſuche Beyfall fänden, ohne mein Erinnern einſehn.
Ich will auch nicht fragen, ob es mit der Dankbarkeit
beſtehen kann, wenn man einem Manne, der ſich durch
die Gaben ſeines Geiſtes das ganze Publicum verbind-
lich gemacht hat, auf ſolche Art begegnet. Der Critik

ſey ihr Recht immer unbenommen. Sie unterſuche, tadle und lobe die Werke verſtorbener und noch lebender Dichter. Dieſe werden vielleicht hieraus Nutzen ziehen, und wenn jene gefehlt haben, ſo wird der Leſer dafür gewarnt und er hütet ſich für dieſen Fehlern. Aber hat die Critik auch das Recht, die wahren Lesarten, welche von dem Verfaſſer ſelbſt herrühren, zu unterdrücken, nach ihrem Gefallen auszuſtreichen, wegzulaſſen, hinzuzuſetzen, und der Nachwelt ein auf dieſe Art ganz verändertes Werk zu übergeben? Doch mit der Sache des Schriftſtellers will ich nichts zu thun haben. Nur muß ich geſtehen, daß mich folgende Periode in der Vorrede aufmerkſam gemacht hat. „Die Veränderungen in einigen Gedichten der noch lebenden Poeten kommen von ihnen ſelber her oder ſind von ihnen gebilliget worden.„ Ich wundere mich, daß dieſes ſo ohne Umſtände von dem Verf. hat hingeſchrieben werden können. Er muß es ſo gut, als ich, und noch beſſer wiſſen, daß die meiſten Verfaſſer unzufrieden geweſen ſind. Die neue Ausgabe eines berühmten Dichters, die wir auf Oſtern erhalten werden, wird unſern Kunſtrichter davon überzeugen können. Aber, wie geſagt, der Schriftſteller mag ſeine Rechte ſelbſt vertheidigen. Ich betrachte dieſe ganze Sache von Seiten der Leſer.

Kan es uns gleichgültig ſeyn, daß ein Schriftſteller, den wir lieben, den wir gerne leſen, und den wir auch von unſern Nachkommen noch geleſen haben wollen, auf die Art verſtellt werde, wie es die Dichter, deren Lieder dieſe Sammlung enthält, erfahren haben? Denn den Ausdruck in der Vorrede, daß dieſe Lieder

in

in einer etwas veränderten Geſtalt überliefert würden, verſtehe ich nicht. Ich dächte, wenn jemand ganze Strophen aus einem Gedichte wegläßt, andere an ihre Stelle davor ſetzt, und auch wohl nicht ſetzt, hier ein Gemählde wegſtreicht, dort einen Gedanken unterdrückt, und im Ausdrucke faſt durchgehends Veränderungen vornimmt, ſo könte man nicht von ihm ſagen, daß er einem Gedichte eine etwas veränderte Geſtalt gegeben hätte. Ein Kunſtrichter der dieſes wirklich glaubt, iſt dem Pamphus gleich, welchen Hagedorn mit dem ungebetenen Verbeſſerer der Schriftſteller in einem wahrhaftig Prophetiſchen Geiſte verglichen hat:

Ovidius erfährts: du biſt an Gloſſen reich,
Allein du wirſt dem Text nur neue Wunden ſchlagen:
Die blindlings ſo wie du, ſich ans Verbeſſern wagen,
Sind Pamphus, dem Cyclopen, gleich.
Er wollt' ein Bienchen jüngſt von Chloens Wangen jagen
Und gab ihr einen Backenſtreich.

Der Leſer will den Dichter kennen, dem er ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkt, er will ſeinen Charakter ſtudieren, er will ſein Genie, und wenn ich dieſes Wort von der Mahlerey auf die Poeſie übertragen darf, ſeine Manier erforſchen und ſich von ihr einen deutlichen und vollkommenen Begriff machen. Kann er dieſes, wenn er den Dichter in dieſer veränderten Geſtalt erblickt? Bald erkennt er ſeinen Ton, weil er ſchon eine zeitlang mit ihm umgegangen iſt: bald hört er wieder

eine

eine fremde Stimme. Dieſes iſt ihm eben ſo unangenehm, als es einem ſeyn muß, der ſich gerne mit einem andern unterhält und ſpricht, wenn dieſer in ſeinem Reden oft von einem dritten unterbrochen wird. Selbſt die kleinen Nachläßigkeiten, die ein Dichter in ſeinen Werken überſehn, die kleinen Flecken, die er entweder nicht wegwiſchen wollen, oder nicht können ſind einem Leſer nicht gleichgültig. Sie gehören eben ſowohl zu einem vollkomnen Gemählde des Geiſtes eines Dichters, als ſeine groſſen Eigenſchaften. Ich gebe es gar gerne zu, daß ein Kunſtrichter durch ſeine Verbeſſerungen ein Gedichte correcter machen kann, (denn daß es ſchöner unter ſeinen Händen werden ſollte, möchte ſehr ſelten ſich zutragen) und ich getraue mir, zu beweiſen, daß einige Verbeſſerungen des Bentley den Horaz nicht verunſtalten würden, wenn ſie von dem Römer ſelbſt herrührten. Aber mir gefällt der Horaz, welcher auch die ſtolzen Scepter des Tarquins nicht übergeht und Catons edelmüthigen Todt beſingt*), immer beſſer, als der Horaz des Bentley oder des Cunighams, welcher ſtatt ſenen den Brutus, und ſtatt dieſen den Curtius nennt, ob ich gleich geſtehe, daß dieſer mehr die Hofſprache verſteht und alles vermeidet, was den Ohren des Auguſts unangenehm ſeyn konte. Jene und andere Stellen zeigen mir den Horaz, wie er war, dieſe wie er hätte ſeyn ſollen.

Wer iſt nicht begieriger, die wahre Geſtalt eines Freundes, (und unſere Freunde ſind die Schriftſteller, die wir gerne leſen) zu ſehn als die geſchminkte, veränderte? Jene zeigen uns ſeine Werke, wenn uns dieſelben

treu

*) L. I. Od. 12. verſ. 25.

treu und unverfälſcht überliefert werden, dieſe ſchaft uns der Kunſtrichter.

Ich kann dieſe Anmerkung durch Beyſpiele erläutern. Man wird ſich noch erinnern, wie übel es Hr. Wielanden ausgelegt wurde, als er über Uzens lyriſche Gedichte in einen theologiſchen Eifer gerieth, für den er in ſeinen Comiſchen Erzählungen gebüßt genug hat. Hr. Wieland verdiente auch dieſen Tadel mit Recht. Man nennte die Stellen auf welche der Eiferer ſeine Augen gerichtet haben mochte „unſchuldige Scherze,“ an welchen auch der ſtrengſte Sittenlehrer nichts tadeln könnte, oder „ein wenig freye Stellen *).„ Hat es der Herausgeber dieſer Lieder aber nicht noch ärger gemacht, als Wieland, da er nach dem Beyſpiele der Gelehrten, welche die Ausgaben in uſum Delphini beſorgt, jene Stellen ganz unterdrückt hat? Nur waren doch dieſe Kunſtrichter noch ſo artig, daß ſie am Ende die aus dem Zuſammenhange geriſſenen Stellen anhängten, ſo wie auch noch kein Kunſtrichter es gewagt hat, einem alten Schriftſteller eine Lesart aufzudringen, ohne die durch Handſchriften bewährte alte Lesart mit anzuzeigen, welche Vorſicht wenigſtens der Herausgeber der Lieder hätte beobachten ſollen, wenn er ja die Veränderungen vornehmen wollte. Ich kenne ihn nicht, oder ich mag ihn vielmehr nicht kennen. Wenn er derjenige iſt, welcher mir genannt worden iſt, und der auch Hr. Lichtwers Fabeln verbeſſert haben ſoll, ſo habe ich für ſeine übrigen Einſichten und Verdienſte

*) S. Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. Erſter Band S. 415. folg.

dienſte alle Achtung. Allein ſo viel iſt doch gewiß: es kommt mir ſehr ſonderbahr vor, daß er die Stellen die **Wieland** damahls in **Utzens** Liedern mißbilligte unterdrückt hat, er mag es nun aus übertriebener Frömmigkeit oder einer natürlichen Abneigung vom Scherze und der Freude, oder aus andern Urſachen gethan haben. Zwar hat auch noch jüngſt ein frommer Mann geſchrieben, „daß wer die erlöſten Seelen des Heilandes liebe, ſie nie werde verleiten laſſen, die verführeriſchen Reize in Uz lyriſchen und andern Gedichten zu erklären *).„ Aber er ſpricht doch nur von **Erklären**. Vielleicht erlaubt er Leuten von einem gewiſſen Alter das Leſen. Allein das thut unſer Kunſtrichter nicht: und er iſt deſto mehr deswegen zu tadeln, da ihn ja nichts zwang, dieſe Lieder ganz wegzulaſſen! War dieſes nicht beſſer als ſie zu zerſtücken?

In dem bekannten Liede: **O Traum der mich entzücket** — fehlt die ganze dritte Strophe:

Der freye Buſen lachte
Den Jugend reizend machte u. ſ. w.

Gleichwol trägt dieſes Gemählde zur Vollkommenheit des Ganzen vieles bey: ohne daſſelbe verliehrt der Schluß der zweyten Strophe: und hat denn nun dieſes Bild etwas, das die guten Sitten beleidigen könnte? Ich finde nichts. Doch das ganze Lied hat die Strenge des Kunſtrichters erfahren. **Uz** hat geſungen:

O Traum, der mich entzücket!
Was hab ich nicht erblicket!
Ich warf die müden Glieder
In einem Thale nieder,

Wo

*) Dieſe Stelle führt Hr. Herder an, im dritten Theil der Fragmente. S. 10.

Digitized by Google

Wo einen Teich, der ſilbern floß,
Ein ſchattigtes Gebüſch umſchloß.

Dieſe Lesart hat Hr. Uz in der Ausgabe von 1765. gebilligt und wir müſſen ſie für die ächte erkennen. Wie aber hat der Kunſtrichter geleſen?

O Traum, von kurzer Wonne,
Mich deucht, ich wich der Sonne,
Und ſtreckte mich ins Friſche
An ſchattigtes Gebüſche,
Das einen Teich, der ſilbern floß,
Mit angenehmer Nacht umſchloß

Der Ausdruck: ich wich der Sonne, iſt gewiß ſonderbahr und ſehr unbeſtimmt. Das ſtrecken und das friſche iſt unedel: ſtatt daß das warf der Müdigkeit ungemein angemeſſen iſt. Die letzte Zeile iſt gut, allein für dieſes Gedichte iſt vielleicht das Bild zu ausgeſucht. Uz characteriſirt über dieſes die Scene noch mehr und beſſer, da er ſagt, es ſey in einem Thale geſchehen. Dieſes Thal iſt verſchwunden. Die letzte Strophe:

Sie fing nun an, o Freuden,
Sich vollends auszukleiden,
Doch ach! indems geſchiehet u. ſ. w.

Wer ſieht nicht, daß der Ausruf in der erſten Zeile ſehr lebhaft und natürlich iſt? Er hat auch eine deſto beſſere Wirkung weil uns der Ausgang der Sache deſto unerwarteter kommt. Der Herausgeber hat nicht alſo gedacht. Denn er verändert.

Schon löſte ſie die Schleifen,
Auch dieſes abzuſtreifen,
Doch ach!

Das die Schleifen löſen iſt nicht einmahl deutſch genug. Auflöſen ſagte man in dieſer Bedeutung. Eben ſo ſtrenge iſt der Kunſtrichter mit folgendem Liede umgegangen:

Die ich mir zum Mädchen wähle,
Soll von aufgeweckter Seele,
Soll von ſchlanker Länge ſeyn,
Sanfte Güte, Witz im Scherze
Rührt mein Herze,
Nicht ein glatt Geſicht allein.

Allzujung taugt nur zum Spielen,
Fleiſchigt ſey ſie anzufühlen,
Und gewölbt die weiſſe Bruſt.
Die Brunette ſoll vor allen
Mir gefallen,
Sie iſt dauerhaft zur Luſt.

Setzt noch unter dieſe Dinge
Daß ſie artig tanz und ſinge,
Welches Mädchen iſt ihr gleich?
Sagt, ihr Mädchenkenner, ſaget,
Wers erjaget,
Hat der nicht ein Königreich?

Dieſes Lied ſingt halb Deutſchland, und ich finde nichts daran auszuſetzen, als das erjaget, welches mir zu niedrig ſcheint. Wir wollen ſehn, wie uns der Kunſtrichter zu ſingen befiehlt. Seine Veränderungen überſteigen hier allen Glauben.

Wenn

Wenn ich mir ein Mädchen wähle,
Müſſe zärtlich ihre Seele,
Feuerreich ihr Auge ſeyn;
Silbern ſey die Stimm am Klange,
Hoheit ſtrahl aus ihrem Gange;
Fuß und Hand ſey rund und klein.

Allzujung braucht Kinderlehren;
Ich will meine Freundin ehren;
Sie regier als Königinn,
Gütig ihr gemeines Weſen,
Könne denken, könne leſen,
Tändlen bis ich müde bin.

Sind die Bogen ſchwarz wie Raben,
Die das Aug umzogen haben,
Sinds die Locken weniger,
Iſt ihr Mund zum Kuß geſchaffen,
O! ſo braucht ſie nicht mehr Waffen,
Ich bin ihr Gefangener.

Der Geſchmack iſt verſchieden, und unſerm Herausgeber ſcheint das Mädchen nicht gefallen zu haben, das Hr. Uzen reitzt. Aufrichtig zu ſagen, iſt auch jene für einen ſtrengen Kunſtrichter anſtändiger, als dieſe die einen zärtlichen Jüngling bezaubern wird. Aber ich würde mir doch immer dieſe wählen und als meine Freundin lieben und jene, wenn es ja ſeyn müßte, als meine Mutter ehren. Ich will noch einzelne Anmerkungen hier beyfügen. Durch die Bedingung, die der Verbeſſerer in das Gedicht hineingebracht hat, ver-

liehrt daſſelbe eben ſowohl von ſeinen Leben, als durch den geänderten Schluß. Daß das Auge zweymahl vorkommt, iſt mir ungelegen, noch ungelegner die comiſche Vergleichung mit den Raben. Das ganze Mädchen iſt auch verwandelt und umgeſchaffen worden. Beym Uz iſt es eine Venus, eine Huldgöttinn, hier iſt es eine Juno. Sie ſoll regieren, noch darzu als Königinn: über wen? über den Liebhaber? leidet hierdurch nicht die Zärtlichkeit! und ſchickt ſich zu den ſüſſen Empfindungen dieſes Gleichniß? Ihr Gang ſoll von Hoheit zeugen. Grade, wie Virgil von der Juno ſagt,

> Aſt ego, quae divûm *incedo regina* Iovisque,
> Et ſoror et coniux.

Was heißt: Gütig ihr gemeines Weſen? Eins von beyden Worten iſt überflüßig, und das letzte kann am beſten wegbleiben. Könne denken, könne leſen — das hätte ich nicht einmahl geſagt. Das Compliment iſt beleidigend für das ſchöne Geſchlecht: Nach den erſten Forderungen war es auch nicht nöthig. Denn die zärtliche Seele ſchließt doch wohl dieſen Begriff mit ein. Eine ſilberne Stimme wollte ich noch gelten laſſen: aber eine Stimme die am Klange ſilbern iſt, gefällt mir nicht. Woran kann ſie denn ſonſt ſilbern ſeyn? In der zweyten Strophe wird die dritte und vierte Zeile durch die Auslaſſung der Wörter: ſey, und ſie ziemlich hart. Ueber das Leſen mag ich nichts ſagen. Denn ich habe nicht Luſt zu ſpotten, und der Spott tritt bey einer Critik über dergleichen Verbeſſerungen gar zu leicht ein.

Ich

Ich muß hier eine kleine Ausſchweifung machen, worzu mich das

Könne denken, könne leſen

verleitet. Sie betrift die Lichtweriſchen Fabeln, von deren Verbeſſerung der Herausgeber in der Vorrede, die er ſeiner Ausgabe vorgeſetzt, in eben dem Tone redet, in welchem er von dieſen Liedern ſpricht. Wir liefern ſie, ſagt er, in einer etwas veränderten Geſtalt. Was der Verf. unter dem etwas verſtehe, wiſſen wir nun ſchon. Allein ſeine Verbeſſerungen ſind einigemahl der, von welcher wir jetzt geredet, ſehr ähnlich. Hr. Lichtwer hatte geſchrieben:

Eine kühne Wespe ſtach
Hänschen, als es Aepfel brach,
In die Hand, daß alles krachte.

Der letzte Ausdruck taugt nichts. Es iſt wahr. Wenn ich hätte verbeſſern ſollen, würde ich geſetzt haben:

In die Hand, eh er es dachte.

Unſer Kunſtrichter ſetzt davor:

Und flog hurtig fort, und lachte.

Das Lachen von der Weſpe iſt hier eben ſo abentheuerlich, als das vorige krachen poßierlich war. Ich habe die Ausgabe nicht bey der Hand die Hr. Lichtwer ſelbſt von ſeinen Fabeln gemacht hat. Ich kann alſo jetzt nicht entſcheiden, was von ihm iſt, und was ſein Criticus hinzugethan. Unterdeſſen leſe ich doch in der verbeſſerten Ausgabe folgende Stellen:

S. 52. Je, daß du müſſeſt Kohlen freſſen,
Gedachte jener voller Wuth.

S. 79. Der kleine Töffel geht nach Boehmen mit hinaus,
Der arme Töffel ſpringt vor Bosheit faſt in Stücken

S. 91. von den Fröſchen:
Das war ein blöcken, quäcken, quacken,
Ein ſolcher Zuſtand, ein Geſchrey,
So grob, ſo klar, ſo mancherley,
Daß Berg und Thal davor erſchracken!
Ganz oben auf dem Sumpf ſaß ein entſetzlich Thier,
Das ſchrie ſo ſtark, als ihrer vier,
Und orgelte recht mit der Kehle.

Es iſt wohl nicht nöthig erſt weitläuftig zu zeigen, warum dieſe Stellen mißfallen. Aber iſt nicht ein Kunſtrichter, der es einmahl über ſich nimmt, ein Werk zu verbeſſern: und durch und durch nach ſeinem Urtheil und Geſchmack einzurichten, eben ſo tadelnswerth wenn er ſolche Stellen ſtehn läßt, als der Verfaſſer, der ſie geſchrieben hat. Wo ich nicht ſehr irre, zeigen dieſe Beyſpiele, daß doch ſein Geſchmack nicht ſo vollkommen gut ſey, als er bey einem allgemeinen Verbeſſerer ſeyn ſollte.

Ich komme auf Hr. Uzen zurück, und weil ich einmahl von ihm rede, will ich noch an zwey andern Beyſpielen zeigen, wie der Kunſtrichter mit ſeinen Gedichten umgegangen ſey.

Von dem Liede:
Ein Geiſt, der ſich zu keiner Zeit
In feiger Ungedult verliehret u. ſ. w.

hat die unerbittliche Hand die erſten ſieben Strophen weggeſtrichen, und es fängt ſich nun an:
Weil ich nicht prächtig ſchmauſen kan,

Von

Von den übrigen Veränderungen kann ich die Urſachen nicht einſehn. Statt

Was geht der Fürſten Pracht mich an,

leſen wir Prunk. Statt:

Fleußt nicht für ſie der Reben Blut,

ſetzt er uns. Warum? es iſt ja deutlich daß ſich das Wort auf die gewählten Gäſte in der vorhergehenden Strophe bezieht. Noch ſchlechter iſt der Vers

Wo Bacchus lacht, wer bleibt betrübt?

verändert in

Hier läßt er keinen Gaſt betrübt

Dieſes iſt viel matter, und überdieſes iſt das Wort Gaſt kurz vorher da geweſen.

Ich vergleiche das Lied:

O Chloe höre du
Der neuen Laute zu
Die jüngſt, bey ſtiller Nacht,
Mir Cypripor gebracht,

und ich ſtoſſe gleich in dieſen Zeilen auf Veränderungen:

Die mir bey ſtiller Nacht
Ein junger Gott gebracht.

Es war ſchlechterdings nöthig zu ſagen, wer dieſer junge Gott geweſen ſey. Denn die Jugend iſt kein dem Cupido eigenthümliches Kennzeichen und nur dem Cupido kam es zu, dieſe Leyer dem Dichter zu ſchenken. — Von der Leyer ſagt Uz:

Doch da ſie Siegern fröhnt
Wird ſie und du verhöhnt

Der Kunſtrichter ſetzt dafür:

Doch wenn ſie Schlachten thönt
Wird ihre Kunſt verhönt.

Digitized by Google

Ganz falſch! die Leyer thönt bloß von Schlachten, und iſt dir alſo ſtets minder rühmlich, will er ſagen. Dieſe Lesart hingegen ſagt: Nur ſo oft ſie von Siegern u. ſ. w. Daß du hat Nachdruck. Der Spott trift auch den Dichter. Es muß ihn dieſes deſto eher bewegen, die neue Laute zu ergreiffen. Auch das fröhnen vermehrt den wiedrigen Begriff, den er von der kriegeriſchen Leyer dem Dichter beybringen will. Kunſt hätte ich in dieſer Stelle nicht mit Leyer verbunden.

Thu, wie der Tejer Greis.
Der keines Helden Preis
In ſeine Leyer ſang,
Die nur von Liebe klang.
Er ſang voll Weins und Luſt
Und an der Mädchen Bruſt.
Da ſann er auf ein Lied
Das noch die Herzen zieht:
Das machte ihm alsdenn
Ich und die Grazien.

Dieſes iſt alſo verändert:

Thu, wie der Tejergreis,
Der keines Helden Preis
In ſeine Leyer ſang,
Woraus nur Liebe klang:
Er ſang voll Weins und Luſt,
Und an der Mädchen Bruſt:
Da ſang er einſt ein Lied
Das noch die Herzen zieht,
Wornach die Grazien
Und Amor tanzeten.

Das

Digitized by Google

Das letzte Bild iſt nicht übel, aber das Uziſche iſt nicht ſchlechter. Ferner, Amor redet hier ſelbſt, und daher kann er nicht von ſich, als von einer dritten Perſon ſprechen. Das ſang wird dreymahl wiederholt, und dieſes hatte Uz gut vermieden. Warum nothwendig einſt? Das verſtand ſich ja von ſich ſelbſt wohl. Sollte das Woraus die Liebe klang, poetiſcher ſeyn, als das nur von Liebe klang? Ich zweifle ſelbſt ob der Ausdruck genug grammaticaliſch richtig ſey. Uz fährt fort.

Verfolge ſeine Spur,
Er folgte der Natur.
Du ſollſt bey lieb und Wein,
Wie er, mein Dichter ſeyn,
Lyäen kennſt du ſchon,
Doch nicht Cytherens Sohn,
Dir mache, wer ich bin
Die ſchöne Nachbarinn
Und meine ſchnelle Hand
Durch dieſen Pfeil bekannt.

Dieſe Strophe befiehlt uns der Kunſtrichter künftig ſo zu leſen:

Auf! tritt in ſeine Spuhr,
Da tritt man Roſen nur,
Und ſinge nur berauſcht
Und wo man Küſſe tauſcht.
Lyänen kennſt du ſchon,
Doch nicht Cytherens Sohn
Den mache dir anitzt
Ein Blick, der feurig blitzt
Und meine ſchnelle u. ſ. w.

Hier

Hier braucht man eben nicht gelehrt zu ſeyn, um das natürliche und flieſſende in der Uziſchen Strophe zu empfinden. Dieſes iſt in der verbeſſerten völlig verſchwunden. Man ſieht ihr das ſtudirte und gezwungene an. Das nur möchte ich wohl zweymahl verbitten, da es in der vorhergehenden Strophe auch ſchon da geweſen iſt. Wie kann, wenn der Kunſtrichter das Blick und Blitzt in einer kleinen Zeile braucht, dieſes mit der geprieſenen Liebe zur Harmonie beſtehen? Die ſchöne Nachbarinn characteriſirt die Sache mehr, und giebt der Erdichtung einen Schein der Geſchichte. Dergleichen Stellen müſſen mit allgemeinen Bildern und Begriffen niemahls verwechſelt werden. Der Leſer verliehrt dabey, und der Verfaſſer auch. Soviel von dieſem Liede.

Ich bin unvermerkt auf die Beweiſe des zweyten Vorwurffs gekommen, den ich, als Leſer, dem Kunſtrichter mache. Es ſoll ihm nicht erlaubt ſeyn, fremde Werke eigenmächtig zu verändern, und ſeine Kühnheit verdient nach meiner Meinung Tadel. Wie aber, wenn er nun gar, ſtatt zu verbeſſern, ein fremdes Werk verdirbt, wenn er oft ohne Noth, ohne Urſache und wie es ſcheint, bloß aus Eigenſinn ändert, wenn er durch ſeine Aenderungen das Gedicht verſtellt, ganz fremde und unſchickliche Gedanken einmiſcht, und dadurch dem Verfaſſer das empfindlichſte Unrecht zufügt? Welcher Tadel muß ihn dann nicht treffen? Ich habe dieſen Vorwurff ſchon durch einige Beyſpiele erwieſen und jeztwill ich ihn durch die Veränderungen rechtfertigen, die er mit Hr. Gleims Liedern vorgenommen hat. Folgendes

gendes Lied werden die meiſten Leſer auswendig wiſſen: Der Bettler:

Ich eſſe Brodt und trinke Waſſer,
Was ſchüttet nicht der reiche Praſſer
In ſeinen fetten Bauch!
Da werdet ihr, ihr Maden, freſſen.
Da werdet ihr mich ganz vergeſſen,
Doch, freſſet mich nur auch.

Den König trägt ein goldner Wagen,
Mich müſſen meine Füſſe tragen
Und ein getreuer Stab.
Was jagt er dort, der ſtolze Reuter?
Er jagt, allein er komt nicht weiter
Wir kommen beyd' ans Grab.

Laßt uns hören, wie der Bettler des Criticus ſpricht;

Ich eſſe Brodt und trinke Waſſer
Was ſchüttet nicht der reiche Praſſer,
In ſeinen fetten Bauch!
Er frißt das Mark der ganzen Erde,
Daß er der Würmer Speiſſe werde.
Die werd ich, ſpäter, auch.

Den König trägt ein goldner Wagen
Mich können meine Füſſe tragen,
Und ein getreuer Stab.
Sein Haus, von Marmor aufgeführet,
Iſt gröſſer, als es mir gebühret,
Gleich groß iſt unſer Grab.

Bey Gedichten, die wie die Gleimiſchen, ſich beſonders durch die natürliche Einfalt empfehlen, iſt es ſehr

ſchwehr

Digitized by Google

ſchwehr, ihre Schönheit jedermann begreiflich zu machen. Sie muß und kann mehr empfunden, als gelehrt werden. Allein jeder wird doch den groſſen Unterſchied zwiſchen beyden Gedichten bemerken. Es ſcheint als ob der Criticus in der zweyten Strophe gar nicht den Sinn des Dichters erreicht hätte: da er ſtatt **müſſen** das Wort **können** ſetzt. Den König **können** ja auch ſeine Füſſe tragen: aber den Bettler **können** ſie nicht allein, ſondern ſie **müſſen**. Dieſer will Mitleiden erregen, er will den Unterſchied des Glücks zeigen. Allein dieſes ganze Bild wird durch dieſe Veränderung verdorben. **Und, gröſſer als es mir gebührt!** Warum nicht lieber auch in einer Note l. 1. C. de aedific. priv. angeführt! Was ſoll denn hier das **gebühren?** Die Rede iſt nicht davon, was ſich ſchickt, was die Geſetze erlauben, ſondern was der Bettler **kann** und was ihm das Glück zuläßt. Die vier andern Verſe, die er geändert hat, gefallen mir in dem Munde eines Bettlers ſo gut, daß ich ſie nie gegen die neuen vertauſchen werde. Beſonders mißfällt mir **das Mark der Erde,** und die hieraus gezogene Folge: **Daß er u. ſ. w.**

Nicht glücklicher iſt der Criticus bey dem Liede geweſen: **Die Bacchus edlen Saft verſchwenden** — Er will verbeſſern:

Wo Scythen und Prälaten ſaufen,
Da wird der Gott der Freuden ſcheu.

Iſt es nicht für dieſen Gott anſtändiger, wenn er ſich gar nicht bey dieſem wilden Haufen einfindet, deſſen ſchlechte Sitten er ſchon kennt? Darum hat auch Hr. Gleim geſetzt!

Da

Da iſt der Gott der Freuden nicht dabey.

Bey der Verbeſſerung der vier letzten Zeilen, wird es uns ſchwer nicht zu lachen.

Wir ſingen in vergnügten Chören
Und manchmahl tanzen wir dazu:
Oft, wenn wir volle Gläſer leeren
Sehn uns die keuſchen Muſen zu.

Hr. Gleims eigene Verſe ſind dieſe:

Die ſingen in vergnügten Chören
Den Lobgeſang der Weisheit und der Ruh,
Und, wenn ſie volle Gläſer leeren
So ſehn die keuſchen Muſen zu.

Der Gedanke wird hier geſchwächt, durch das Oft, das uns der Criticus aufdringt. Warum wollen wir denn nicht allezeit mit Vernunft trinken? Wie ſchön iſt der Inhalt des Lobgeſanges! wie würdig einer Geſellſchaft edler Freunde? wie anſtändig auch einem Gleim! Das ſchöne Bild wird völlig verworffen, und ein ſo matter ſo unerwarteter Vers davor untergeſchoben, in welchem auch der Ausdruck comiſch genung iſt. Das artige Wörtchen Manchmahl bitte nicht zu überſehen. Ich will dieſes auch von dem Liede behaupten wo er ſtatt:

Ich bin doch klüger, denn ich zähle
Die Tropffen Wein im Deckelglaß,

verändert:

Für jeden Gaſt ein Deckelglaß.

Eben dadurch daß der Dichter die Sache zu übertreiben ſcheint, entſteht das Scherzhafte dieſes Bildes. Der Ausdruck ein Deckelglaß zählen ſcheint mir hier

gar

gar nicht gut gebraucht zu ſeyn. Wenn Gleim ferner ſagt:

Hr. Meyer macht nur immer Schlüſſe

ſo iſt der Ausdruck aus dem gemeinen Leben gewählt, leicht und natürlich. Ausgeſuchter iſt dieſer:

Hr. Meyer ſetzet Schlüß auf Schlüſſe:

Es ſoll aber hier kein ausgeſuchter Ausdruck ſeyn. Wenn die Verwandelung der Verſe vom Bodmer

Denn durch noch tauſend ſeiner Siege
Bezwingt er doch die Dummheit nie,

in folgende:

Bezwingt er doch uns Reimer nie

einen Spott über dieſen Mann enthalten ſoll, ſo iſt es deſto unſchicklicher, da er nicht allein unverdient iſt, ſondern auch auf eines andern Rechnung angebracht wird. Der Kunſtrichter hat noch mehrere Gleimiſche Lieder auf dieſe Art verdorben, die ich aber nicht durchgehn kann. Man vergleiche einmahl das Lied:

Es iſt doch meine Nachbarin
Ein niedlich muntres Weib u. ſ. w.

wie es Hr. Gleim gemacht hat, mit dem hier verbeſſerten; (S. 114) Schwerlich wird man andere Urſachen entdecken können, warum die alten Lesarten verändert worden, als einen ſonderbahren critiſchen Eigenſinn.

Auch von der Frau Karſchin finde ich (S. 65.) ein Lied, das ſie wohl nicht für das ihrige erkennen wird. Es iſt das bekannte Gedicht:

Sohn Cytherens, kleiner Weltbezwinger
Welch ein Schmerz durchtobte deinen Finger
u. ſ. w.

aber

aber ein Lied von ſieben Strophen iſt hier in drey Strophen verwandelt. Ich will doch die mittelſte Strophe abſchreiben:

Jener Phaon mit den feuervollen
Schwarzen Augen, die mich tödten wollen,
Und mit einem Munde roſenweich,
Findet Wolluſt in der Kunſt zu quälen.
Zwölff betrübte Tage muß ich zählen,
Jeder iſt den Erndte — Tagen gleich.

Die veränderte Strophe will ich auch herſchreiben:

Jener Schäfer mit den feuervollen
Blauen Augen, die mich tödten wollen
Und mit einem Munde roſenweich,
Ach! der Stolze flieht vor meinen Küſſen,
Ach der Undankbare flieht! Narciſſen
Und dem flatterhaften Zephyr gleich.

Wie ungleich iſt ſich unſer Criticus! ſonſt iſt er unerſchöpflich in Nahmen, und ſtets hat er eine Laetitia oder einen Florian bey der Hand, die er, wenn es ihm gefällt, einſchieben kann. Allein hier muß nun auf einmahl ein Schäfer erſcheinen — ſo wie er würde haben müſſen unſichtbar werden, wenn ihn die Dichterin ſelbſt herbeygeruffen hätte. Der Ausdruck: blauen Augen hatte mehr phyſikaliſche Richtigkeit, als der erſte. Ich will aber die ſchwarzen Augen in meinem Exemplar ſtehn laſſen. Das Gleichniß mit dem flatterhaften Zephyr würde ich eher von einem Unbeſtändigen, als von einem unerbittlichen Liebhaber brauchen. Ueber Narciſſen bitte ich mir einen Commentar aus, ob es der Jüngling ſey, oder die Blume, in die er verwandelt worden. Die Vergleichung iſt mir dunkel.

Doch keinem Dichter hat unſer Criticus grauſamer begegnet als Hagedornen. Ihm, welcher der Ruhm und die Zierde des deutſchen Parnaſſes iſt, welcher mit zuerſt den guten Geſchmack in unſerm Vaterlande ausgebreitet und allgemein gemacht hat, welcher durch Anmuth, durch das Natürliche, durch das Scherzhafte ſeiner Lieder uns vergnügt und ergötzt, ſo wie er uns durch das Lehrreiche derſelben nicht ſelten unterrichtet, welcher endlich ſich ſelbſt ein ſtrenger Kunſtrichter war und ſeine Werke ſorgfältig ausfeilte, — dieſem ehrwürdigen Hagedorn wird jetzt nicht viel beſſer mitgeſpielt, als einem Schulknaben, dem der Präceptor ſein Exercitium corrigirt. Hier wird es mir gewiß ſchwehr, an mich zu halten und mit dem Criticus in einer gelinden Sprache zu reden. Hat dieſes der unſterbliche Dichter um uns verdient? iſt dieſes der Lohn, den wir ſeinen Verdienſten um den guten Geſchmack geben, daß wir nach unſern Gefallen ſeine Geſänge ändern? Für dieſen Nahmen hätte man doch wenigſtens einige Achtung zeigen ſollen, und ſein Ruhm hätte ihn für der Interpolation ſchützen ſollen. Allein man iſt viel kühner mit ſeinen Liedern umgegangen, als mit allen übrigen. Mißfiel dem Kunſtrichter ſo ſehr vieles in Hagedorns Liedern, ſo konte er ja zum beſten ſeiner Mitbürger eine Critik über ſie ſchreiben. Nur mußte er ſie nicht durchſtreichen, verändern, und gleichwohl unter Hagedorns Nahmen herausgeben. Ich will einige Beyſpiele anführen.

Wer kann wohl errathen, wenn er dieſe Verſe lieſt:

Durch

Durch Brief und Lied und Sinngedicht
Verſuchte Florian Korinnen
Zu gewinnen,
Und Florian gewann ſie nicht,

daß ſie das Hagedorniſche Lied bedeuten ſollen:

Durch tiefe Seufzer blöder Luſt
Erklährte Damon alle Triebe
Seiner Liebe:
Doch rührt er nicht der Schönen Bruſt.

Gleichwol kan ich, wenn ich dieſe Zeilen noch ſo oft durchleſe, und ſie mit den andern vergleiche, keine Urſache finden, warum ſie verändert worden ſind. Aber man wird auch eben ſo wenig die Urſache bey der zweyten Strophe entdecken, warum er ſtatt

Ach liebte meine Phyllis mich!
Seufzt Damon, ſeine Zärtlichkeiten
Anzudeuten,
Und Phyllis ſagt, Erklähre dich!

will geſungen haben:

Kann Daphne niemals gütig ſeyn!
Seufzt Damon, ſeine Zärtlichkeiten
Anzudeuten,
Und ſeine Daphne ſagt ihm Nein!

War denn Phyllis wenigſtens nicht eben ſo gut als Daphne. Auch ſtatt Dorinen und Cleon erſcheint Laurette und Cäcil. Was iſt Eigenſinn, wenn dieſes kein Eigenſinn iſt? An einer andern Stelle wird ein Ehmann voll Verdacht durch den critiſchen Zauberſtab in Urſindo voll Verdacht verwandelt. Die letzten vier Strophen ſind ganz weggeſtrichen. In dem

dem Gedichte an die Alſterſchwäne hatte Hagedorn geſagt,

> Wie ſehr iſt euch das Schickſal hold,
> Ihr Schwäne, die ich faſt beneide
> Ihr Säufer trinkt ſo viel ihr wollt,
> Und bleibt auch denn der Schönen Freude.

Die letzte Zeile iſt gewiß artig, und ſie hätte nicht dem matten Verſe weichen ſollen:

> Man ſagt, ihr ſingt auch Lieder.

Von den Alſterſchwänen hat dieſes wohl noch niemand geſagt. Aber freylich mußte ſich der Vers auf jenen:

> Ihr Schwäne, meine Brüder,

reimen. Es iſt auch einer des andern würdig. Hagedorn ſagt:

> Ich weiß es, Bacchus ſchenkte mir
> Den Epheu, welcher ihm gehöret,
> Hätt' ich ſo einen Hals, wie ihr,

und ſein Kunſtrichter:

> Dieß weiß ich, Bacchus ſchenkte mir
> Den Kranz, der ihn gehöret,
> Hätt ich den langen Hals, den ihr,

Iſt nicht Epheu viel bedeutender? Und die Länge des Halſes ſollte den Schwänen den Kranz zu wegebringen? Das kann der Dichter wohl nicht geglaubt haben!

In folgender Stelle:

> Er muß faſt immer ſchlafloß ſeyn:
> Und weinen, girren, winſeln, ſchreyn.
> Sich martern und denn ſterben:

Hat das Wort martern einen beſondern Affect, auch wegen der Stelle, die es erhalten. Aber es iſt in dem Verſe

Und voll Verzweiflung ſterben

geſchwächt. Das drollichte Bild:

Er öffnet eine Flaſche Wein,
Und läßt, des Giftes voll zu ſeyn
Sich noch die zweyte reichen,

gefällt allgemein. Der letzte Vers trägt das meiſte bey, um es zu vollenden. Wird die Veränderung auch ſo gut gefallen?

Was ſoll ich länger auf der Welt?
Jetzt ſterb ich, ſpricht er, als ein Held,
Und läßt ſich Kapwein reichen.

Rheinwein wäre auch in den Vers gegangen. Warum aber hier eben die Vergleichung mit dem Helden ſtehn ſoll, begreiffe ich nicht. Eben ſo gut hätte ſie auch in der vorhergehenden Strophe ſtatt gehabt.

Drauf hohlt er Schemmel, Nagel, Strick,
Ein leichter Tod das gröſte Glück!
Warum bedacht ich dies nicht eher?
Hier kan die Stolze, wenn ſie will,
Mich ſchweben ſehen, ſagt Pedrill,
Und hängt ſein Bildniß höher.

Der Einfall iſt ſo uneben nicht. Nur ſchickt ſich der Strick nicht recht zur Handlung, auch nicht der leichte Todt. Das wenn ſie will hat auch wohl die letzte Sylbe in Pedrill haben wollen. Man laſſe aber auch die ganze Strophe gut ſeyn. Hat es die Hagedorniſche verdient, daß ſie um deswillen ihr weichen ſoll?

Hernach verflucht er ſein Geſchick.
Und holet Schemmel, Nagel, Strick.
Und ſchwört nun ſoll die That geſchehen.

Doch, ach! was kann betrübter ſeyn!
Der Strick iſt ſchwach, der Nagel klein,
Der Schemmel will nicht ſtehen.

Ueberhaupt wird man wahrnehmen, daß der Hagedorniſche Pedrill mehr handelt, und der neue Pedrill mehr ſchwatzt. Welcher von beyden intereßirt den Leſer am meiſten?

Von dem Liede: **Unzählig iſt der Schmeichlerhaufen;** welches aus neun Strophen beſteht ſind nur viere beybehalten worden. Ich beruffe mich auf jeden Leſer von Geſchmack, daß es nicht die vorzüglichſten ſind. Warum die andern weggelaſſen worden, ſagt der Criticus eben ſo wenig, als warum er in dem Verſe

Bis ihr das Ohr faſt gellt,

corrigiret hat:

Bis daß das Ohr ihr gellt.

Ich halte dieſes für ſo wenig harmoniſch, als die Zeile

Als mich heut Mama

die er ſtatt der bekannten; **Als mich die Mama,** untergeſchoben hat. In dem Liede: **Freude Göttin edler Herzen:** lautete die zweyte Strophe:

Muntre Schweſter ſüſſer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben?
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Man bemerket leicht, wie gedankenreich dieſe Strophe ſey, und wie viele Ideen der Dichter vereiniget habe. Nun iſt ſie durchwäſſert genug:

Holde Schweſter ſüſſer Liebe,
Glück der Welt!
Denn was kann in unſerm Leben
Uns des Glückes Göttin geben,
Was man nicht durch dich erhält?

Die drey Zeilen drucken den Hagedorniſchen Gedanken entweder gar nicht, oder doch ſehr dunkel aus. Das Glück kann uns allerdings viel geben, ohne der Liebe: allein dieſe muß unter jenen Geſchenken ſeyn wenn ſie angenehm ſeyn ſollen. Dieſes ſagt Hagedorn: aber aus den Verſen des Kunſtrichters muß man dieſen Sinn erzwingen. Was ſoll das matte in unſerm Leben? Das Glück würde ich auch nicht gleich hintereinander wiederhohlt haben.

Die Alte beym Hagedorn ſagt:

Die Regung mütterlicher Triebe
Der Führwitz und der Geiſt der Liebe
Fährt oftmahls ſchon ins Flügelkleid.

Hier iſt kein Wort umſonſt geſagt, und jedes hat ſeinen Nachdruck. Wie unglücklich der Kunſtrichter!

Der Vorwiz alles Ding zu wiſſen,
Der Liebesgeiſt, die Sucht zum küſſen,
Fährt, leider! ſchon ins Flügelkleid.

Ja leider! auch die Begierde zu verbeſſern in den Kopff der Kunſtrichter! In dieſen Zeilen vermiſſen wir nicht allein jene Schönheiten, ſondern die zweyte Zeile iſt beſonders unausſtehlich. Und das hier unedle Wort: **Sucht**. Man ſagt nicht einmahl gut: **alles Ding.**

Das Lied **In dieſem Wald, in dieſen Gründen**, iſt nun noch viel kürzer worden, als es ſein Verf. gemacht hatte. Ich führe folgende Strophe daraus an:

 Wie

Wie buhlen dort die Turteltauben?
Wer kann ihr Girren nicht verſtehn!
Die Liebe macht es doppelt ſchön,
Und will und ſoll uns auch erlauben
Das Schnäbeln ihnen abzuſehn.

Man vergleiche hiermit folgende Verbeſſerungen;

Wie girren dort die Turteltauben!
Wer kann ihr Girren nicht verſtehn?
Und! o wie küſſen ſie ſo ſchön.
Dir ſolche Küß' hinfort zu rauben
Das hab ich ihnen abgeſehn.

Die geraubten Küſſe ſchicken ſich zu dem Bilde der Turteltauben nicht. Da das girren ſchon in der er Zeile war geſetzt worden, ſo war es nicht nöthig, es noch einmahl in der zweyten zu gebrauchen. Denn es füllt doch nur bloß das Sylbenmaß.

Warum müſſen in dem Liede: Aus Beyfall und gewohnten Gründen, die erſten vier Strophen seyn weggelaſſen worden?

Unter die Lieder, deren Veränderung dem Criticus am meiſten verunglückt iſt, gehört auch folgendes. Hagedorn ſingt:

Wein! den die Bosheit ausgedacht.
Des Waſſers Ruhm empor zu bringen
Der aus Verzweiflung trunken macht:
In dem wir Gift und Todt verſchlingen,
In dem des Hefens Aufruhr tobt,
Den niemand als der Wirth uns lobt,
Den Wirth und Wirthin ſpart; von dir will ich
jetzt ſingen.

Wenn

Wenn wir jetzt leſen: der ohne Freude trunken macht, ſo iſt dieſes zu ſchwach, und zu gelinde. Der fünfte Vers iſt eckelhaft:

Den man zur letzten Folter ſchenkt:

Er erweckt in unſerer Seele unangenehme Empfindungen, und wir verbinden Nebenbegriffe, die uns in unſerer ſtillen Freude ſtöhren.

Womit man in der Hölle tränkt

iſt zu gemein, und der Ausdruck

Ich brenne recht, dich zu beſingen

ſoll vielleicht die Rache anzeigen, die den Dichter nöthigt, dieſen Wein zu verfluchen. Allein das Wort beſingen ſcheint ihn wieder zu ſchwächen. Daß es oft Eigenſinn iſt, der den Kunſtrichter zum Verändern antreibt, ſieht man klar, wenn er ſtatt

Es hat in den beſtraften Sand
Ein Sohn des Vaters Blut vergoſſen

ſchreibet:

Ein Sohn hat den verfluchten Sand
Mit ſeines Vaters Blut begoſſen.

Was hatte er denn an jenen Verſen auszuſetzen? Nichts, als daß ſie nicht ſeine eigene waren. Die letzte Strophe:

Auf! auf, ihr Keile, zeigt euch bald,
Auf, auf entzündet euch, ihr Blitze,
Vereint die rächende Gewalt
Doch treft nur dieſes Weinbergs Spitze,

Davor ſollen wir ſingen:

Ihr, dreygezackten Keile, fallt,
Entzündet euch, ihr ſchnellen Blitze!

 O tref-

O treffet ſtark, und treffet bald,
Und treffet dieſes Weinbergs Spitze,

Das dreyfache treffen macht hier eine ſehr üble Wirkung. Es war an zweymahlen genug. Der dritte Vers hat etwas ſehr ſpielendes. Wenn der V. unſere Sprache mit dreygezackten Keilen bereichern will, ſo hätte er ſeine Erfindung nicht unter dem angeſehenen Nahmen eines andern, ſondern in ſeinem eigenen, bekannt machen ſollen. Das doch treft nur iſt nicht ohne gute Wirkung. Der Kunſtrichter hat dieſe kleine Schönheit überſehn.

In dem Liede: Mein Mädchen mit den ſchwarzen Haaren ꝛc. ſieht man dem Kunſtrichter die Begierde zu ändern an. Er verwechſelt die beſten Blumen mit den ſchönſten: die ſchöne Bruſt mit der ſtolzen, rege Schweſtern mit frohen und aus muntre Brüder, macht er frohe Brüder. An dergleichen Stellen verdrüßt uns das Unternehmen deſſelben deſto mehr, je weniger wir im Stande ſind, die Urſachen einzuſehn, die ihn können bewogen haben, dieſes zu thun. Den ſchalkhaften Scherz, mit welchem ſich das Lied ſchließt, hat er ganz und gar weggelaſſen.

Ich bin müde, mehr Vergleichungen anzuſtellen. Die wenigen Beyſpiele die ich angeführt habe, ſind zu meiner Abſicht genug. Dieſe war dem Leſer zu zeigen, daß, wenn man auch alles übrige, was ſonſt hieher gehört, bey Seite ſetzen wollte, man doch dem Verfaſſer das Lob nicht beylegen könne, daß er durchgehends mit Geſchmack und Glück geändert habe: daß er nur da ſeine Critik gebraucht, wo es nöthig geweſen ſey: daß

daß endlich die von ihm veränderten Lieder dadurch einen Vorzug vor den Liedern erhalten hätten, die die Verfaſſer ſelbſt gemacht und herausgegeben haben. Habe ich meine Leſer hiervon überzeugen können, ſo kann ich es ihnen auch nun ſelbſt überlaſſen, über den Werth dieſer Sammlung ein Urtheil zu fällen.

Noch kann ich meine Recenſion nicht ſchlieſſen, ohne etwas über die Wahl der Stücke zu ſagen, die dieſe Sammlung enthält. Der Herausgeber iſt nach meiner Meinung nicht überall ſtrenge genug hierinne geweſen, und ich habe auch hier oft den Kunſtrichter vermißt. Es ſind von ihm Gedichte mit herausgegeben worden, die ſehr mittelmäßig ſind, und deren mittelmäßiger Werth deſto eher in die Augen fällt, da ſie neben ſehr guten Stücken ſtehn. Ich habe bey dem Durchleſen einige angeſtrichen, deren Verfaſſer mir nicht bekannt ſind. Hierher rechne ich folgende: S. 35. Was mir jetzt der Herbſt genommen, Kann ich wieder neu bekommen, Wann des Frühlings Vater bläßt, S. 36. Ach! was wollt, ihr, trübe Sinnen doch beginnen ꝛc. S. 45. Schweiget mir vom Frauennehmen! Es iſt lauter Ungemach, S. 46. Wer beſchimpft das Frauennehmen, S. 90. Ach! ich verzweifle ſchier ꝛc. S. 303. welches ſich ſchließt; Rhabarber nehm ein andrer ein, ich danke: S. 298. Wohl dem, der, weit von hohen Dingen den Fuß ſtellt auf der Einfalt Bahn. Wenn der Hr. V. bloß gute Lieder der Deutſchen herauszugeben in willens war, ſo hätte er dieſe weglaſſen ſollen. Am allerſeltſamſten aber klingt uns folgendes Lied (S. 43)

Luſtig zu Felde, mit Pferden und Wagen!
Holet die Saaten die Tellus getragen!
Füllet die Fächer,
Bis an die Dächer.
Selimor ſäet und erndtet mit Luſt,
Saaten von Küſſen auf Lippen und Bruſt.

Luſtig zum Garten, mit Körben und Säcken!
Brechet uns Früchte! nehmt Leitern und Stecken!
Schüttelt Maronen,
Schneidet Melonen!
Selimor pflücket auf mancherley Art
Früchte für ihn nur gereift und geſpart.

Der Spaßvogel! der Selimor! Doch er will auch fiſchen, oder angeln.

Luſtig znm Waſſer, mit Netzen und Reuſen!
Karpen, Forellen und Hechte zu ſpeiſen.
Angelt Lampreten,
Wein ſoll ſie tödten
Selimor angelt mit glücklicher Hand,
Eine der ſchönſten Sireuen ans Land.

Ich erinnere mich faſt in meiner Jugend dieſes Lied von meiner betagten Tante gehört zu haben. Aber daß ich den alten Selimor in Gleims, Hagedorns, Uzens Geſellſchaft wieder antreffen würde, hätte ich niemahls vermuthet.

F.

Johann

13.

Johann George Friedrich Franz, der Weltweiſzheit Doctor und der freyen Künſte Magiſter, von dem Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften in der Gottesgelahrheit. Leipzig, bey J. G. Müllern, 1767. 142 Seit. 8.

Ebenderſelbe von der genauen Uebereinſtimmung geſchickter Lehrer in öffentlichen Schulen mit den größten Staatsmännern. Leipzig, bey J. Fr. Wizleben, 1767. 210 Seit. 8.

Da kann man doch ſehen wie ungerecht die Klagen über den Verfall der Gelehrſamkeit in Deutſchland ſeyn! Kaum hat ein leipziger Magiſter *) den alten Voltaire wiederlegt, und ihn nicht nur augenſcheinlich überzeugt, daß di. Deutſchen Franzöſiſch ſchreiben können, ſondern auch in den Geheimniſſen der Geiſterlehre, die er ſo muthwillig bisher vernachläßiget hat, auf das gründlichſte unterrichtet: ſo tritt ſein Herr College auf den Schauplatz und zeigt ſich in einer ganz unerwarteten Geſtalt. In der einem Hand hält er des Herrn von Loen Entwurff der Staatskunſt, und in der andern des Hr. von Heß — nicht etwann Juno abortans — ſondern ſeinen erläuterten Anti-

*) Monſieur *Chretien Frederic Schmid*, Aſſeſſeur de la Faculté de Philoſophie *en* l'Vniverſité de Leipzig in der Philoſophie de l'hiſtoire critiquée.

Digitized by Google

Antimachiavell. Er lieſet uns aus beyden ganze Seiten her, mengt eigene politiſche Betrachtungen dazwiſchen und zeigt, daß er mehr als ſieben freye Künſte verſtehe, daß er auch in die Politik die tiefſten Einſichten habe, und — nicht dem bekannten Politicus in Hollbergs Luſtſpiele — ſondern ächten Staatsmännern gleiche, ja ſelbſt ein Staatsmann ſey. Das hätte man ſich nun freylich wohl nicht vom Herrn Johann George Friedrich Franz, der Weltweisheit Doctor und der freyen Künſte Magiſter vermuthet! Er bietet die erſten Früchte von ſeiner Erkäntniß in der Staatsklugheit an, und er thut recht daran, wenn das wahr iſt, was er von ſich ſagt: Es iſt zwar wahr, daß dieſes Buch nicht das erſte iſt, welches von mir herausgegeben wird, allein es iſt doch das erſte, welches eine Materie aus der Staatsklugheit abhandelt. Und ich kann, wenn nicht der Gedanke zu ſchmeichelhaft für mich iſt, ſagen, daß ich mit einem Baume zu vergleichen ſey, auf welchem unterſchiedene Pfropfreiſer ſtehn, die verſchiedene Früchte tragen können. Ich muß doch dieſe Früchte etwas genauer betrachten, aber freylich darff ich nicht vergeſſen, daß ich mit einem Staatsmanne rede. Dieſer iſt in vielen Stücken anders zu denken und zu reden gewohnt, als wir armen Gelehrten. Er ſieht auch viele Sachen aus einem andern Geſichtspuncte an, als der Kunſtrichter zu thun pflegt.

Der Inhalt des erſten Buchs iſt ſo unrecht nicht gewählt. Es läßt ſich viel gutes davon ſagen. An einem Orte, wo der Hochwürdige Herr D. Cru-

ſius

ſius (II. S. II) ſelbſt Sprüche aus der Bibel anzuwenden weiß, um ſeine lieben Zuhörer von den ſchönen Wiſſenſchaften abzuſchrecken, wäre es wohl beſonders nützlich geweſen, wenn der Hochedle Herr M. Franz eine gute Vertheidigung derſelben aufgeſetzt hätte. Allein, ſo wie er jetzt gemacht hat, verſprechen wir uns wenig gute Folgen.

Sein Plan iſt ohngefehr dieſer. Erſtlich zeigt er aus der Geſchichte den Nutzen, welchen die Theologie von den ſchönen Wiſſenſchaften gehabt hat, und denn geht er die Vortheile durch, die ein Gottesgelehrter nach den verſchiedenen Verrichtungen und Verhältniſſen ſeines Amts von ihnen zieht. Der Verf. nimmt die ſchönen Wiſſenſchaften in einem gröſſern Umfange, als man ſonſt pflegt. Er rechnet die natürliche Geſchichte, die Anatomie, die Botanic, die Aſtronomie, die Gnomonic mit darzu. Aber die Beweiſe ſind nicht gleich für jeden Theil ausgefallen. Von der Gnomonic finde ich nur folgenden Perioden (S. 77.) deſſen Sinn ich nicht einmahl einzuſehn im Stande bin: die Gnomonic wird uns bald die mächtige Hand GOttes zeigen, bey dem Sonnenzeiger des Ahas, an welchem auf ſeinem Wink die Sonne zehn Linien zurückgehen mußte. Das komt mir bald eben ſo vor, als wenn der Verfaſſer des troſtreichen Chriſten am Sonntage, ohnſtreitig auch ein Doctor der Weltweißheit, die Perſpectiv, Artillerie, Fortification, Hydraulik, Katoptrik, und der Himmel weiß noch was mehr, an die Krippe Chriſti führt, und ihm daſelbſt huldigen läßt.

Dieſer

Dieſer Ueberfluß der Gelehrſamkeit verführt den Verf. oft auf Ausſchweiffungen, die man in dieſem Büchlein nicht vermuthen ſollte. So leſen wir eine weitläuftige Vertheidigung des Moſes (S. 39) und der Iſraeliten in Anſehung ihres Verfahrens gegen die Aegypter: und (S. 49.) eine Schutzſchrift für das Theater und die Comödie. Aber in Anſehung der Geſchichte der Comödie hat das Gedächtniß dem Verf. einen üblen Streich geſpielt. Er theilt ſie in drey Epochen ein. Die ältere iſt nach ſeiner Meinung unbearbeitet und unmanierlich geweſen, die mittlere gerieth auf einen andern Abweg und führte bibliſche Stücke auf, und um die neue hat ſich Crebillon, Corneille u. a. verdient gemacht. Dieſes hieß ziemlich hurtig eine Sache abgehandelt!

Auch iſt dem H. V. ſein Gedächtniß untreu worden, da er ſchrieb: Xenophon habe eine Cyropädie von Erziehung der Kinder bey den Perſern geſchrieben. (S. 139) Ein Staatsmann ſollte doch wenigſtens dieſes Buch geleſen haben!

In folgenden Perioden (S. 95) finden wir eine ähnliche Bedenklichkeit. Die Dichter trugen die Lehren von den Göttern und den Pflichten der Menſchen in Geſängen vor. Homer, Heſiodus, Theognis, Alctus, Virgil, Ovid, und andere lieſſen ihre Geſchicklichkeit beſonders hierinne ſehen. Hier hätten einige Allegata nicht am unrechten Orte geſtanden.

Eine artige Anecdote! (S. 55) Amphion hat durch ſo anmuthige Thöne der Muſic und mit ſeiner liebreichen Stimme Steine bewogen und

ſie

Digitized by Google

ſie dahin, wohin er nur gewollt, bringen können. Er hat dadurch die Welt vom Ehebruch und Hurerey abgehalten, die Rechte der Ehemänner befeſtiget u. ſ. w.

Noch eine Anecdote. (S. 46) der Satan hat ſich in Griechenland und Rom wohnhaft niedergelaſſen! Ich werde alſo meine Reiſe nach Rom wohl unterlaſſen! denn mein Leben iſt mir lieb.

Wo mag doch der Verf. in aller Welt ſeine Nachrichten herhaben? Er erzählt uns ſchon wieder (S. 37) daß Antoninus Philoſophus und Seneca die Bücher des alten und neuen Teſtaments geplündert und mit der gemachten Beute ihre Schriften ausgeſchmücket haben.

Das beſte iſt die Stelle (S. 98) wo der Verf. von den Künſten redet und beſonders von Gemählden, wo Licht und Schattirung nicht nach der Kunſt gemengt ſind. Doch man muß ſie ſelbſt leſen!

Der H. V. hat zwar ſchon in dieſem Buche, nach dem Vermögen das ihm die göttliche Vorſehung dargereichet hat, (II. S. 48) ſeine Staatsklugheit bewieſen, aber in dem zweyten zeigt er ſie vollkommen. Da ſpricht er von Manufacturen, von Maulbeerbäumen und Seidenwürmern, von Handwerkern, von den Zöllen, von Korporalen und Kriegsexercitien (S. 70) und tauſend ſchönen Dingen. Dieſes alles iſt luſtig zu leſen, allein bey einem Auszuge würde die Sache verliehren. Einige Stellen habe ich angeſtrichen.

Der Verf. äuſſert (S. 6. 7.) mit dem gemeinen Hauffen groſſe Gedanken von der Gelehrſamkeit der

Digitized by Google

Aegypter, die, nach unſerer Meinung ſehr klein gewe-
ſen iſt: er will aber doch nicht unterſuchen, ob dem
Moſes nach heutiger Art groſſer Herren, ein Hof-
meiſter gehalten worden. — Ueberall findet der
Verf. bey den alten Völkern Akademien (S. 13)
zu Jeruſalem, in Babel, und noch an vielen andern Or-
ten. — In Athen ſollen Schulen geweſen ſeyn, die
Odeum und Palladium geheiſſen. (S. 17) — Der
Athenienſer Eyfer für die Erziehung der Kinder wird
daher bewieſen (S. 22) weil ſie den Socrates hinge-
richtet. — Dadurch, daß man die Schulen nahe an die
Kirchen gebaut, beweißt der Verf. eben ſo ſpitzfindig,
daß man allezeit jene mit groſſer Hochachtung angeſe-
hen habe. (S. 45) Auf den meiſten Dörfern in Deutſch-
land ſind die Wirthshäuſer gleichfalls in der Nähe der
Kirchen gebaut. — Daß Knechte in Rom die Arzneywiſ-
ſenſchaft getrieben wird geleugnet (S. 129) Von dem
Urſprunge der Hebammenkunſt ſoll man beym Terenz
Spuhren antreffen. (S. 130) Ganz ausnehmend ſind
(S. 190) die Anmerkungen über den Nutzen der Buch-
handlung und der Bücher. „Der Buchdrucker,
der Setzer, der Schriftgieſſer, der Papierhänd-
ler, der Handwerker befindet ſich dabey in geſeg-
neten Umſtänden. Der einzige Buchhändler iſt
ausgelaſſen, und der V. ſcheint ſich um ſeine geſegne-
te Umſtände nicht ſehr bekümmert zu haben. Biswei-
len hat man Ahndungen!

Ich breche hier ab, weil ich noch etwas vom
Stil zu ſagen habe. Dieſem allein iſt es der Verf.
ſchuldig, wenn man in ſeinen Schriften einige Bogen
lieſt. Denn ernſthaft kann man gewiß nicht dabey

bleiben,

Digitized by Google

en, und manchmal verlanget unſer Gemüth derglei
Zerſtreuungen. Es iſt eine Freude anzuſehn, wie
Mine des Predigers mit dem Tone des Staats-
ns abwechſelt. Da ſind Ausruffungen über
ruffungen, Fragen, Bilder, Tropen und Figuren.

he cou'd not ope
His Mouth, but out there flew a Trope.

Ich verweiſe meine Leſer im erſten Büchlein auf
3. 29. 33. 78. und aus dem zweyten ſchreibe ich eine
lle ab, weil ſie den ganzen Verfaſſer ſchildert.
206.) „Es möchte ſonſt mir der Vorwurf ge-
cht werden können, wenn ich mich in eine weitere
terſuchung wagen wollte, welcher einem Landgeiſt-
en Hr. M. Merkel, gemacht werden muß — er
rhäuft zuweilen ſeine Leſer mit überflüßigem Gewä-
, ich will nicht ſagen mit Unwahrheit: denn er
auptet, daß er einige lächerliche Character bey ei-
Waſſercur im Frühjahre geſchildert habe. Gehor-
ner Diener! mein Herr, ſie ſind ſchon im Jahr
9. auf dem Paullino zu Leipzig zu Faſtnachten, ver-
ithlich bey Paulliner Waſſer, abgefaßt worden.„
verändert ſich das Schauſpiel vor meinen Augen
uf einmahl. Der Staatsmann verſchwindet,
und ich ſehe nur den Magiſter.

F.

Kurze Nachrichten.

Abhandlung von den Odeen der Alten. Leipzig, in der Dykiſchen Buchhandlung 1767. 188 Seit. 8.

Man wird beym Durchleſen dieſer Schrift leicht gewahr werden, daß ihr Verfaſſer die Alten fleißig geleſen habe und das geleſene mit Geſchmack zu brauchen wiſſe. Er hat ſeine Materie in das deutlichſte Licht geſetzt, und bey dieſer Gelegenheit verſchiedene ſchwehre Stellen in den alten Autoren auf eine Art erläutert, die uns von ſeinen critiſchen Einſichten ſehr vortheilhafte Begriffe macht. Z. B. S. 36. Die weitläuftige Gelehrſamkeit des Verf. hat ihn einigemahl zu Ausſchweiffungen verleitet, welche beynahe zu weit von der Hauptſache entfernt ſind. Hierher rechnen wir das, was er vom Perikles ſagt, und ſeine ſonſt ſehr guten Anmerkungen vom Urſprunge und erſten Beſtimmung der Muſik und ihrem Einfluſſe in vielerley Dinge bey den älteſten Völkern. (S. 109. folg.) Allein auch dieſe Ausſchweiffungen werden den meiſten nicht unangenehm ſeyn. Ueberhaupt freuen wir uns, daß unſere Landesleute jetzt anfangen die Alterthümer mit ſcharfſinnigern Augen zu betrachten, als unſere Vorfahren gethan haben, und daß ſie uns ihre Beobachtungen in unſerer Mutterſprache mittheilen. Wenn dieſem Buche einige Kupfferſtiche beygefügt wären, ſo würde es für viele Leſer noch brauchbarer ſeyn. Denn

des

des le Roy koſtbahres Werk iſt in wenigen Händen. Am Ende iſt eine Abhandlung des Belley angehängt, welche die Erklährung einer alten Aufſchrift, die die Wiederherſtellung des Odeums zu Athen durch einen König in Kappadocien betrift.

Des Herrn Thomas Abbts, hochgräflich Schauenburg = Lippiſchen Regierungs und Conſiſtorialraths, Gedanken von der Einrichtung der erſten Studien eines jungen Herrn von Stande: nebſt einer Nachricht von dem Tode und der Grabſchrift dieſes würdigen Mannes von einem ſeiner Verehrer herausgegeben. Leipzig und Berlin, 1767. 5 Bog. 4.

Wir ſehen es nicht gerne, daß man den Entſchluß gefaßt hat, alles, was der ſeelige Abbt geſchrieben, drucken zu laſſen, und die Anzeige einiger Werke von ihm in den letzten Meßcatalogo iſt für uns nicht erfreulich geweſen. Der ſeelige Mann hatte auch gewiß nicht alles, was er theils nur entwarf, theils weitläuftiger niederſchrieb, für das Publikum beſtimmt. Läßt man die von ihm flüchtig entworffenen Aufſätze drucken, ſo wird man ſeinem Ruhme mehr ſchaden als nutzen und die Welt wird immer wenig dabey gewinnen. Die Geſchichte gegenwärtiger Schrift findet man in dem Ehrengedächtniſſe des ſeeligen Mannes (S. 10) „Halle, ſagt Hr. Nicolai, ward im Jahr 1758. bekanntlich von der Reichsarmee hart gebrandſchatzet. Abbt war mit einem Major von den Rheiniſchen Kreistruppen durch die beyden gemeine Liebe zu den Wiſſenſchaften bekannt worden. Dieſer Officier

befahl ihm einſt im Scherze bey Strafe der Execution innerhalb 24 Stunden eine gelehrte Contribution zu geben. Abbt ſetzte ſich nieder und ſchrieb in der benannten Zeit Gedanken von der Einrichtung der erſten Studien eines jungen von Adel. „ Wenn man das Alter, in dem ſich der Verf. damahls befand, und die Eilfertigkeit, mit der er ſeine Gedanken niederſchreiben mußte oder wollte, überlegt, ſo wird man es uns nicht übel nehmen können, wenn wir mit dieſer Schrift nicht zufrieden ſind. Der vorangeſetzte Brief des Verf. zeigt von keinem guten Geſchmack, und es ſcheint, als ob er ſich alle Mühe gegeben die Concetti der Italiener nachzumachen. Wir wollen ihn abſchreiben, damit man davon urtheilen könne:

„Mein Herr,

Was ſie als eine Probe von dem Eifer meines Herzens fordern, wird ein Zeichen von der Schwäche meines Verſtandes werden, dem ohnerachtet willige ich in das Verlangen eines Gönners — noch vortheilhafter — eines Freundes. Um zu zeigen, daß ich gut geſinnt bin, ſchäme ich mich nicht, merken zu laſſen, daß ich zuweilen ſchwach denke. Denn es iſt das erſtere, welches mir das Verdienſt geben muß, mich nennen zu dürfen ꝛc. „

Sollte man nicht glauben dieſer Brief ſey aus dem Seneca überſetzt! Wir leugnen gar nicht, daß in dieſer Schrift viel gute Regeln gegeben werden, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß unſere jungen Edelleute ihnen folgten. Allein die Sachen ſind zu alltäglich, zu wenig neu; die Schrift iſt als ein Brief an einen

Freund

Freund, der ſeinen Sohn gut will erziehen laſſen, betrachtet, nützlich, aber ſie ſollte kein Brief an das Publicum ſeyn. Beſonders aber iſt der Verf. auch in der Wahl der Bücher unglücklich geweſen. Warum giebt er ſeinem jungen Herrn, der die Geſchichte lernen ſoll, nicht ſtatt des Rollins lieber den Livius in die Hände? (S. 32.) Und der arme Jüngling ſoll noch dazu die allgemeine Weltgeſchichte (deren Verdienſten ich hierdurch gar nichts benehmen will, aber die gewiß nicht für dieſes Alter geſchrieben iſt) leſen! Einem deutſchen Edelmanne hätte der Barre gar nicht ſollen empfohlen werden. Daß Maſcov und Bünau unter den deutſchen Geſchichtſchreibern übergangen worden, iſt uns unbegreiflich. — Hübnern ſollte der edle Jüngling (S. 36. 38.) gar nicht mehr nennen hören. Seine Geographie iſt für reiſende Handwerkspurſche geſchrieben. — Als Hr. Abbt (S. 40) noch Wochenſchriften zur Bildung des Geſchmacks empfohl, muß er noch andere Begriffe von ihnen gehabt haben, als er hernach, als Mitglied der Verfaſſer der Litteraturbriefe, gezeigt hat. — Die Langiſche Grammatik ſoll ein Auszug aus der Grammatika Marchica ſeyn! (S. 46) — Wer wird jungen Leuten, deren Geſchmack noch nicht Feſtigkeit genug hat, den Seneca anpreiſen? (S. 49) — Die Geſellſchaft der Philoſophen (S. 57) iſt wohl von ohngefehr ſo zuſammengekommen. Doch wir legen unſere Feder weg, und ſehen dieſes Buch, als nicht beſtimmt für das Publicum an, und behalten unſere Hochachtung gegen den weiſen Lehrer des Verdienſtes bey.

Zaubereyen von Chriſtian Friedrich Daniel Schubart. Ulm, 1766. 8.

Wer wird es wagen, in einem Buche weiter zu leſen, wenn er bey dem erſten Aufſchlagen eben die Seite findet, wo der Verf. einen Dichter in einen Nachtſtuhl verwandelt und das Rachſchwerdt in einer Schinderfauſt blitzt? Daß er doch wenn er noch ferner den Baß in juvenaliſchen Geſängen brummen will, nicht öffentlich hervortrete, ſich einſchlieſſe, und denn in ſeinem Cämmerlein ſo viel und ſo lange brumme als er will!

Denkmähler des alten Roms oder Sammlung der vornehmſten und noch in Rom vorhandenen Alterthümer nach Barbaults Zeichnung nebſt einer Erklährung derſelben aus dem franzöſiſchen überſetzt: herausgegeben von G. C. Kilian. Augſpurg und Meinungen 1767. 10 Bog. und 54 Kupffer. Fol.

Es iſt recht gut, wenn unſere deutſchen Künſtler die koſtbahren Werke der Ausländer uns um einen wohlfeilern Preiß in die Hände geben wollen. Allein erſtlich müſſen ſie eine gute Wahl unter den Büchern treffen lernen, und denn auch das Original nicht verunſtalten. Auf den Barbault würde unſere Wahl nicht gefallen ſeyn. Die von ihm herausgegebenen Denkmähler ſind ſchon längſt von andern beſchrieben und geſtochen worden. Barbault weiß auch nicht genung nach dem Geſchmack der Alten zu zeichnen, und ſein Werk iſt doch nur mittelmäßig aus mehr als einer Urſache.

Lie-

lieber hätte Hr. Kilian uns aus dem prächtigen Werken des Piraneſi Vorſtellungen alter Denkmähler liefern ſollen. Wir haben ein zu gutes Zutrauen zu ſeinen Einſichten, als daß er das elende Werk, welches eben dieſer Barbault unter dem Tittel: Les plus beaux Edifices de Rome Moderne etc. Rom 1763. herausgegeben hat, auch etwann copiren laſſen wolle. Die Copien ſelbſt ſind in gegenwärtigem Werke weit unter dem Originale, und aus allem ſchlieſſen wir, daß ſie Hr. Kilian von jungen Schülern habe verfertigen laſſen. Man hätte auch bey der Ueberſetzung nicht die groben Fehler des Originals beybehalten ſollen. Barbault hatte einen Tempel des lächerlichen GOttes (weil er ridiculi, ſtatt *rediculi* irgendwo geleſen) in Kupffer geſtochen und ſein Bild mit moraliſchen Anmerkungen begleitet, worzu ihm jene Benennung Anlaß gegeben hatte. Hr. Kilian hat glücklich auch dieſe Gottheit in Teutſchland eingeführt.

Leben der berühmten Maler nebſt einigen Anmerkungen über ihren Character, der Anzeige ihrer vornehmſten Werke und einer Anleitung die Zeichnungen und Gemählde groſſer Meiſter zu kennen, von Anton Joſeph Dezallier d' Argensville. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, verbeſſert, und mit Anmerkungen erläutert. Erſter Theil (510 Seit.) Zweyter Theil (484. Seit.) Leipzig in der Dykiſchen Buchhandlung 1767. 8.

Dieſes ſchöne Buch verdiente durch eine Deutſche Ueberſetzung unſern Landsleuten bekannter zu werden.

Der Ueberſetzer urtheilt mit Recht von demſelben, daß man in keinem andern Werke von der Art, das Weſentliche von jedem Meiſter, ſein kurz gefaßtes Leben, ſeine Schüler, ſeinen Character, die Beſchreibung ſeiner Zeichnungen und Manier in Malen und die Anzeige ſeiner beſten Gemälde in ſolcher Ordnung und Deutlichkeit vorgetragen finde. Es war aber eben dieſes Buch auch werth von einem ſolchen Manne überſetzt zu werden, als der Unbekannte iſt, der der deutſchen Ueberſetzung viele Vorzüge für dem Originale gegeben hat. Zwar fehlen die Bildniſſe der Mahler, die dort ſind, aber wir entbehren ſie deſto lieber, da ſie ſelten zuverläßig ſind, und da der Ueberſetzer dieſen Verluſt durch ſchöne Anmerkungen erſetzt hat. Dieſe enthalten Verbeſſerungen und Erläuterungen, aus welchen man überall einen Mann kennen lernt, welcher in der Geſchichte der Kunſt ſich groſſe Kenntniſſe erworben und welcher auch ſelbſt viel geſehn und ſich gründliche Einſichten in die Kunſt erworben haben muß. Dieſes war alſo einmahl ein Ueberſetzer, welcher über den Schwarm unſerer feilen und alltäglichen Ueberſetzer hervorragt, und uns das Vergnügen macht, bey ſeinem Buche zu bemerken, daß er nicht bloß um Lohn geſchrieben, ſondern auch zu ſeinem eigenen Vergnügen und zum Unterricht des Leſers gedacht habe.

Allgemeines Künſtler Lexicon, oder kurze Nachricht von dem Leben und den Werken der Mahler, Bildhauer, Baumeiſter, Kupferſtecher, Kunſtgieſſer Stahlſchneider ꝛc. Erſtes Supplement, enthaltend einige hundert alte und neue

Arti-

Artikel, welche in dem Lexicon ſelbſt nicht erſchienen ſind, nebſt einer groſſen Anzahl von Berichtigungen, Zuſätzen und Verbeſſerungen. Zürch bey Füeßlin und Compagnie, 1767.
320 Seit. 4.

Man kennt den groſſen Fleiß, welchen Hr. Füeßlin, auf die Sammlung der Nachrichten die zu den leben der Mahler gehören, gewandt hat, bereits aus dem lexicon ſelbſt. Man weiß, wie fruchtbar daſſelbe an Artikeln ſey, und iſt dem Verf. für dieſe Mühe ſehr verbunden. In dieſem Supplement hat er die in jenem eingeſchlichene Fehler mit einer löblichen Selbſtverläugnung verbeſſert: er hat Zuſätze gemacht, wo es ihm nöthig ſchien, und er hat auch ganz neue Artikel beygefügt. Auf dieſe Weiſe nähert ſich dieſes Werk, welches ungemein brauchbar iſt, immer mehr und mehr ſeiner Vollkommenheit. Wie viele Bücher macht daſſelbe nicht entbehrlich, und wie viele Zeit hat uns nicht Hr. Füeßlin erſpahrt, da er dasjenige geſammelt, was wir ſonſt durch viele Bücher zerſtreut, und auch oft vergebens, ſuchen mußten.

Meines Vaters Fabeln und Erzehlungen in zwey Büchern zu meinem Gebrauche. Chriſt. Auguſt Reinhardin Reinhard. Glogau, bey Ch. Fr. Günther 1768.
79 Seit. 8.

Was ſoll man aber nun zu dieſer neuen Erſcheinung ſagen? Ein Sohn, wie es ſcheint, ein guter, frommer Knabe, giebt ſeines Vaters Gedichte heraus, und

und dadurch hat er dem Nahmen und Ruhme deſſelben gewiß keinen Dienſt gethan. Denn ſie ſind herzlich ſchlecht. Man ſchone des Herausgebers, den ſeine Jugend entſchuldigt, aber den Vater, der den Werth ſeiner Werke beſſer kennen und beurtheilen ſollte, wird der Tadel treffen. Ich wünſche aufrichtig, daß in Anſehung der Poeſie der Herausgeber auch an ſeinem Exempel erfahren und einſehen möge, daß der Schluß in folgender Fabel falſch und unwahr ſey:

XXIII. Der freyende Dieb.

Ein Dieb nahm ſich ein junges Weib
Nicht bloß zu ſeinem Zeitvertreib,
Als von ihr Kinder zu bekommen.
Die Nachbarn hörten den Entſchluß,
Und hatten drüber viel Verdruß.
Der Alte hat uns viel genommen,
So ſagten ſie, was wird geſchehn?
Denn, wird man Kinder von ihm ſehn,
So werden die uns, wie wir glauben,
Mehr als der alte Vater rauben.
Wie der Vater war, iſt der Sohn: nicht minder
Schlagen aus der Art die erzeugten Kinder.

Alciphrons Briefe, aus dem Griechiſchen überſetzt von J. F. Herel. Erſtes Buch, (162 Seit.) Zweytes und drittes Buch (194 Seit.) Altenburg in der Richteriſchen Buchhandlung 1767. 8.

Herr Herel kennt den Schriftſteller, den er überſetzt hat, durch einen langen und vertrauten Umgang,

gang, und er hat ſich auch mit denen Griechiſchen Schriftſtellern bekannt gemacht, die in des Alciphrons Geſellſchaft gehören. Er bemerkt an ihm mehr Vorzüge und weniger Fehler, als an den übrigen. „Seine Erfindungskraft iſt reich und fruchtbar, ſeine Einbildungskraft lebhaft und er weiß die Kunſt, uns in das Intereſſe der Perſonen, die er ſchreiben läßt, zu ziehn und in Aufmerkſamkeit auf ihre kleinen Begebenheiten zu erhalten. Er iſt faſt durchgehends korrecter, als Ariſtäus, ſein Nachahmer; man vermißt bey ihm den übertriebenen ſüſſen Ton, der in dieſem herrſcht, und ſeine Schilderungen ſind weit richtiger und mit gröſſerer Känntniß der Welt und der Sitten gemacht.„ Daß Hr. Herel ſein Original verſtanden habe, darf man von einem Ueberſetzer, der bereits andere Proben ſeiner critiſchen Einſicht in die Griechiſche litteratur gegeben hat, nicht einmahl erinnern. Allein er hat noch mehr gethan, und eben das, was ſo wenige Ueberſetzer können. Er hat ſich den Character des Alciphrons eigen zu machen gewußt, er hat den Ton, in welchem der Grieche redet, getroffen, und dadurch iſt der Fremde gleichſam nationaliſirt worden. Wir können ſeine Ueberſetzung mit dem gröſten Recht ſchön und glücklich nennen und ihm das lob geben, daß er mit Geſchmack überſetzt hat. An einigen Orten des erſten Buchs hat er ſein Vaterland nicht genug verläugnen können: z. E. S. 40. eine wohlgeſchmackte Brühe. S. 101: er hat ſeinen reichen Vater geerbt. In dem Ganzen der Schreibart aber hat der Verfaſſer jenen Ton glücklicher vermieden.

Der

Der Tod Moſes ein Gedicht, dem Herrn J. C. Heſſen, Paſtor zu N. zugeeignet. Zürich, bey Füeßlin und Compagnie. 35 Seit. 8.

Dieſes Gedichte iſt denen ſehr ähnlich, welche ehemahls die Schweiz in groſſer Menge hervorbrachte. Daß es in Hexametern abgefaßt ſey, verſteht ſich. Allein nur der Verf. muß das Geheimniß beſitzen, ſie zu ſcandiren. Wir können es nicht. Wenn unſere Leſer etwan ſich zu üben Luſt haben, ſo wollen wir Ihnen eine Stelle herſetzen. Wer den andern begegnete, fragte von Moſes, ob GOtt ihn heut noch Iſrael ſchenke. Noch hoften viele, ſein Sterben wäre ſo nahe nicht, und ſtürb' er, ſo würd' er vom Volke bis an den Berg begleitet vor ihren Augen hinaufgehn. Aber jetzt ſah man die Elteſten ſich zur heiligen Hütte langſam traurig verſammeln. Sie hatten Joſua früher mit der Nachricht betrübt, er wär auf Nebo geſtiegen und jetzt kamen ſie alle darzu. Dieſe Proſa hat der Verf. als 8 Hexameter drucken laſſen. — Der Ausdruck iſt an vielen Orten ſchweizeriſch: z. E. Das Thau des Frühlings, die heiligen Stämmen, bergwärts, ſie werden dich weinen, ihm rauchte nicht mehr Fette der Ochſen, u. ſ. w. Der Verf. hatte wahrhaftig Urſache die Ermahnung zu thun (S. 14.)

Flieſſe ſanfter mein Lied. Er geht allmählig den Berg auf.

Um

Um überhaupt einen Begrif von ſeinem poetiſchen Genie zu geben, ſetzen wir den Anfang von dem Liede des ſterbenden Moſes her: (S. 19)

Horcht mir, ihr Himmel, vernihm, o Erde, des redenden Stimme,
Mild, wie das Morgenthau, wie des Frühlings fruchtbare Regen,
Der, der ſanft-triefelnd fällt und der in Strömen ergoſſen
Grünen die Auen macht und nährende Kräuter erziehet,
Alſo flieſſe mein Lied. Ich ſing es im Namen Jehova.
Ehre gebt unſerm GOtt! Er ſteht ein ſchützender Fels da,
Tadellos iſt ſein Thun: Gerad iſt der Weg den er gehet.
GOtt, ihn darf man trauen, er kennt nicht niedrige Falſchheit
GOtt, rechtſchaffen und gut — es hat ihm an ihnen mißlungen;
Soll ich ſie ſeine Kinder nennen? — Der treuloſe Haufe
Das verkehrte Geſchlecht! dem erhabenen, deinem Erſchaffer,
Dankſt du ihm ſo? — Dem Vater, der dich zum Volke gemacht hat,
Deinem Vater? Du thörichtes Volk, ihn ſo zu verkennen!
Schau in die Tage, die waren, zurück u. ſ. w.

Die letzten 18 Verſe ſind die beſten im ganzen Gedichte.

Von

Von den Weltkörpern zur gemeinnützigen Kenntniß der groſſen Werke GOttes: verfaſſet von N. Schmid. Hanover 1766. 172 Seit. 8.

Wir geben dieſem Buche hier einen Platz wegen des Verdienſtes der guten Schreibart, das es hat. Der Verf. hat nicht allein ſeine Materie deutlich und faßlich vorgetragen, welches ihm ſchon Ehre genug machen würde, ſondern er hat auch die Trockenheit derſelben durch die Annehmlichkeit des Stils zu mindern, und ſeinen Unterricht angenehm zu machen gewußt. Bisweilen verfällt der Verf. aus Begierde lebhaft zu ſchreiben, ins deklamatoriſche: welches einem Manne, der kein Gelehrter von Profeßion iſt, eher verziehen werden muß, als einem andern. Wenn ſich mehrere Gelehrte auf gleiche Weiſe bemühen, ihre Wiſſenſchaften in einem guten Tone vorzutragen, ſo wird nicht allein unſere Sprache, ſondern auch die Gelehrſamkeit ſelbſt dadurch gewinnen.

M. Chriſtian Heinrich Schmids Zuſätze zur Theorie der Poeſie und Nachrichten von den beſten Dichtern. Leipzig bey Cruſius 1767. 48 Seit. 8.

Nicht bloſſe Zuſätze ſollte Hr. Schmid liefern, (denn ſonſt wird er Fehler mit Fehlern häufen) ſondern auch Verbeſſerungen. Er ſcheint ſelbſt einzuſehn, daß ſein Buch derſelben bedürfe, und die Gelehrigkeit, die er zeigt, mißfällt uns nicht. Wir wollen ihm die mittheilen, die wir in unſerm Exemplare gemacht haben:

ben. — S. 8. hätte Hr. S. von Hr. Riedels Theorie beſcheidner und weiſer urtheilen ſollen. Er kann zufrieden ſeyn, wenn er im Stande iſt, das Buch mit Nutzen zu leſen: und es geziemt ihm daraus zu lernen, aber es nicht zu tadeln. Es iſt eines unſerer beſten Bücher in dieſer Art. — S. 9. Des Dubos Betrachtungen berühren nicht bloß die Muſik. Wenn der V. das Buch geſehn hätte, würde er wiſſen, daß der ganze dritte Theil der Muſik gewidmet ſey. — S. 8. Fabers Anfangsgründe ſind nicht unter aller Critik. Statt dieſes unbeſonnene Urtheil zu fällen, hätte H. S. das Buch leſen und die Umſtände und den Ort, wo der V. ſchreibt, beurtheilen ſollen. Hr. Schmidt wird auch aus dieſem Buche, auf welches er ſo verächtlich herabſieht, vieles lernen können. — S. 13. Der Verfaſſer der Fragmente heißt nicht Hertel wie ihn H. S. immer nennt, ſondern Herder. — S. 13. Byſſe's art of Poetry verdiente eben ſo wenig unter den Poetiken angeführt zu werden, als etwann Hübners Reimregiſter — S. 18. Was ſoll die Weinleſe hier? Hr. Schmidt verkauft uns immer Sachen, die wir nicht beſitzen wollen. Unterdeſſen iſt das Büchlein dadurch ſtärker worden. — S. 30. Grillos Ueberſetzung des Moſchus wird vortreflich genennt, und H. S. redet auch von einem ſchönen langen Commentar. Ja wohl iſt er lang! aber ſchön? — S. 30. Die Sammlung für den Verſtand und für das Herz, hat nicht Kroke oder S. 46. Croke, ſondern M. Schirach in Halle geſchrieben. — S. 33. Die Ritterromanze ſoll wenig Genie erfordern. Er hätte

ſagen ſollen: Raſpens Romanzen ſind mit wenig Genie geſchrieben. — S. 37. Steene kann gar nicht mit dem Rabelais verglichen werden. S. 39 folg. Was ſoll das Regieſter zu Leßings Dramaturgie? — S. 46. Die Scythen ſollen Voltairens ſchlechteſtes Trauerſpiel ſeyn. Nicht ſo übereilt, H. Schmidt! — S. 48. Die Menechmen eine vortrefliche Satyre! Hr. S. hat ſie gewiß nicht geleſen. Denn ſonſt würde er doch von einer Schrift, über deren Werth wir eben nicht lange unſchlüßig bleiben könne, anders geurtheilt haben. Ueberhaupt rathen wir Hr. S. daß, wenn er, ſtatt ein Echo zu ſeyn, ſeine Stimme zuweilen ſelbſt erhebt (S. 4) nicht mit der zufriedenen oder vielmehr kecken Mine von gelehrten und verdienten Männern urtheile, die er bisher angenommen hat. Entweder er wiederhohlt anderer Kunſtrichter kühne Urtheile ohne alle Prüfung, oder er will es ihnen nachthun — und denn geht es ihm, wie es allen Nachahmern geht.

F.

Rotſchilds Gräber. 1766 im May. Frankfurt und Leipzig. 1 Octavbogen.

Die Muſe eines Klopſtocks klagt, in den Gräbern der Könige, bey dem Sarge desjenigen, der ihn aus ſeinem Vaterlande rief, um, den Teutſchen zur Schande, ausländiſche Verdienſte zu belohnen. Alles iſt voll Erwartung; in den entfernteſten Ländern horcht man auf ihre Lieder. Aber dieſesmal hört man die Sängerin des Meßias nicht. Schwache Töne, rauhe Diſſonanzen, Dunkelheit im Ausdrucke; ſtatt des

Affekts

Affekts, unzählige Ausrufungen; verfehlte Züge in den ſtärkſten Bildern, und wenig Erfindung in dem ganzen Plane. Letzteres iſt ſo gewiß, daß wir in dem Gedichte kaum Einen neuen Gedanken für den Leſer der Meßiade entdecken. Die flammende Schrift an dem Marmor der Gräber: „dort ſind ſie gewogen u. ſ. w. erinnert uns gleich an die beyden Verſe: Wie das ernſte Gericht furchtbar die Wage nimmt, Und die Könige wägt, wenn ſie geſtorben ſind. Die Seelen der Väter, welche daherſchweben, ſind eine bloſſe Nachahmung verſchiedener Stellen des gröſſern Gedichts. Zwar waren wir überzeugt daß der Pentameter unſerer Poeſie am wenigſten angemeſſen iſt; doch glaubten wir, er würde durch Geheimniſſe der Kunſt, welche ſich einem Klopſtock leicht entdecken, unter ſeinen Händen mehr Harmonie bekommen; allein auch hierin fanden wir uns betrogen. Zu den dunkeln Verſen rechnen wir die:

„Und, o ſollte noch weich deß Herz ſeyn, welcher ſo viele,
„Die er liebte, verlor, Viele, die glücklicher ſind?
„Deſſen Gedanken um ihn ſchon viel Unſterbliche ſammeln,
„Wenn er den engern Kreiß dieſer Unſterblichkeit mißt,
„Und die Hütten an Gräbern betrachtet, u. ſ. w.„

Doch genug von dieſer Elegie! Nur um deren willen beurtheilen wir ſie, die ihre Bewunderung für groſſe Dichter bis zum Aberglauben treiben, und, wenn ſie

Kunſtrichter ſind, vor den Werken berühmter Männer ſtillſchweigend und zitternd vorüber gehen. Sonſt wiſſen wir wohl, daß dem beſten Dichter ſeine Muſe, auch dann, wann er ihren Beyſtand am nöthigſten hat, ungetreu werden kan. B.

Briefe für Kinder von F. R. E. Langen. Dreßden und Leipzig bey J. N. Gerlach und Sohn 1765. 4 Bogen in 8.

Dieſe Bogen enthalten ſieben und zwanzig Briefe, denen wir in Rückſicht auf ihre Beſtimmung unſern Beyfall nicht verſagen können. Sie ſind für Kinder geſchrieben, ſollen von Kindern geleſen werden, und ſie gewöhnen, mit der Zeit bey wichtigern Dingen beſſere ſchreiben zu können. Wenige Stellen ausgenommen, hat ſich Herr Lange gut in den Kinderton zu verſetzen gewußt. Amalie, Julchen, Friederikchen, Willhelm, Auguſt ꝛc. ſchreiben an einander bald vom heiligen Chriſt, bald von ihren Schulſtudien, bald von Bienen u. ſ. w. Wir glauben, daß man ſie den Kindern ohne Bedenken in die Hände geben dürfe. Sie werden ihren Geſchmack nicht verderben; ſondern ihnen bald Luſt machen, auf ähnliche Art Briefe mit einander zu wechſeln. Ein Zeitvertreib, der nützlicher ſeyn möchte, als manche leere Spiele! Nur kein Ebenezer ſollen ſie dem Gott ihrer Väter ſetzen (S. 17); über den Vogel Strauß ſollen ſie nicht in den Candidatenton, wie ihr Herr Informator S. 1 ꝛc. verfallen; und Gedichte zu machen ſollen ſie von ihm gar nicht lernen. Denn das Schreiben an den ſiebenden

beyden

benden Sohn eines Freundes (wo wir die Urſache nicht finden, warum eben an den ſiebenden?) gefällt uns nicht ſo, wie es vielleicht ſeinem Verfaſſer mag gefallen haben. Nur die erſte Strophe!

Willkommen Sieb'nder an der Zahl!
Willkommen liebſtes Kind!
Wir alle ruffen noch einmal:
Willkommen, liebſtes Kind!

Theater der Deutſchen. Vierter Theil. Berlin und Leipzig, bey Rüdiger. 1767. 1 Alph. 6 Bogen in gros Octav.

Allem Anſehn nach hat Herr Rüdiger ſelbſt dieſe Sammlung veranſtaltet. Denn wenn ſie auch nur von einem mittelmäßigen Kenner herrührte, ſo würde die Wahl beſſer getroffen ſeyn, und elenden Stücken, die dem deutſchen Parnaß zur Schande gereichen, die Ehre, hier noch einmahl abgedruckt zu werden, gewiß nicht wiederfahren ſeyn. Folgende Stücke ſtehn in dieſem Bande: Roſemunde, von Herrn Weiſſe; Phynſolt und Saphire, ein proſaiſch Trauerſpiel, von Martini, das der Vergeſſenheit hätte überlaſſen werden ſollen; Ludwig der Strenge, über deſſen Verfaſſer man weinen möchte; Eraſt, von Hrn. Geßner; die Betſchweſter, von Hrn. Gellert; die ſtumme Schönheit, von Schlegel; der Teufel, ein Bärenheuter, von Krüger; die Inſel der Bucklichten, von Lieberkühn, die umgekehrte Comödie, oder der rückwärts geſpielte Roman, bey dem wir ſanft eingeſchlafen ſind.

Der Wartberg bey Heilbronn am Neckar mit ſeinen umliegenden Proſpecten, zwölf Geſänge, nebſt einem Anhange hiſtoriſch geographiſcher Nachrichten von C. L. Pfeiffern. Heilbronn 1767. 188 Seiten in Octav.

Was ich thäte, wenn ich ein Fürſt wäre? Mein Hofpoete ſollte Herr Pfeiffer werden. Wahrhaftig, ohne Umſtände wollte ich ihm das Decret darzu ausfertigen laſſen. Was das für ein Poete iſt! Er verſpricht mir ſchon, daß er als Dichter trinken will, daß ſeine Kunſt ſich nicht blähen, noch ſeine Verſe auf Stelzen gehn ſollen, daß ſeine Lieder natürlich flieſſen ſollen, wenn er ſich gleich an meiner Tafel den Wein noch ſo gut hätte ſchmecken laſſen. Man höre ihn ſelbſt

Nein, als Dichter will ich trinken,
Damit nicht Reim und Einfall hinken,
Damit die Kunſt nicht ſtolz ſich bläht
Und nicht der Vers auf Stelzen geht,
Damit wenn ich auch ſtammelnd lalle,
Mein Lied weil es natürlich fließt,
Dem Muſenfreunde noch gefalle,
Der von des Weines Wirkung ſchließt. L.

Anecdoten zur Bildung der Sitten aus den Griechiſchen und Römiſchen Schriftſtellern geſammelt. Erſter Theil. 216 Seit. 8. Halle, bey Trampen.

Vielleicht wird es von einem ähnlichen Schriftſteller des kommenden Jahrhunderts auch als eine Anecdote erzählt werden, daß dieſes Büchlein gedruckt und verkauft worden.

Reiſe durch Frankreich und Italien, oder geſammelte Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen, von der Religion und politiſchen Verfaſſung, von der Polizey und der Handlung, von den Künſten und Alterthümern dieſer beyden Reiche, und inſonderheit der Stadt und Gegend um Nizza, in Briefen abgefaßt von T. Smollet: Aus dem Engliſchen überſetzt. Erſter und zweyter Theil. Leipzig. 1767. 8.

Warum mag wohl Smollet ſeine Klagen über ſeine Unpäßlichkeiten, ſeine Recepte, ſeine Streitigkeiten mit den Fuhrleuten und ſeine Zänkereien mit den Gaſtwirthen haben drucken laſſen? und noch mehr, warum hat man auch uns in Deutſchland mit einer Nachricht mit allen dieſen herrlichen Dingen beſchenkt? Ich freute mich auf die Nachrichten, die der Titel verſprach. Allein ſie ſind der kleinſte Theil dieſes Buchs. Kaum fängt der Verf. an uns etwas zu erzählen, das dahin gehört, ſo bringen ihn die gottloſen Poſtillions ſchnell wieder aus ſeiner guten Verfaſſung — oder er wird krank — und da Gnade GOtt dem, der ihm zuhören muß!

Dubois und Gioconda, eine corſiſche Erzählung. Leipzig und Züllichau, 1767. 102 Seit. 8.

Dubois, ein Franzöſiſcher Officier, von einem guten und ſanften Character, entfernte ſich in Corſica vom Lager, um ſein Auge an den ſchönen Gegenden zu ergötzen —und ſchlief ein. Dieſer Schlummer ſcheint ihn ſchon

zuvor angewandelt zu haben, da er die troſtreiche Rede hielt: (S. 4) „Wie wunderbahr iſt doch die Führung der Vorſicht! Aus dem Schooſſe meiner Familie mußte ich zu dem Geſchäfte des Krieges gerufen und aus der Mitte von Frankreich in dieſe Entfernung verſchickt werden. Doch ich ſehe auch hier oft angenehme Scenen und lerne, wie weit ſich die Güte des Himmels über den Erdkreis verbreitet.„ In dem Schlafe, der auf dieſe Rede nothwendig — auch vielleicht bey dem Leſer — folgen muß, kommt eine junge Corſicanerin Gioconda, und rettet ihm Leben und Freyheit, da ihr Bruder ihn tödten will. Sie ſcheiden beyde, nicht unempfindlich gegen einander. Den folgenden Tag geht Dubois mit einiger Mannſchaft aus, und findet Bruder und Schweſter wieder. Sie richten Freundſchaft mit einander auf, und es iſt natürlich, daß dabey geweint und geküßt wird. — Den dritten Tag muß Dubois auf die Wache ziehn und ſeine Geliebde ſucht ihn umſonſt: am vierten Tage treffen ſie einander an: und da werden keine Complimente geſpahrt: am fünften wird Dubois zugleich mit einem auf ihn mißgünſtigen Officiere, Clairet, den er für ſeinen Freund hält, ausgeſchickt; beyde werden von den Corſen gefangen, welche der Gioconda Bruder anführt. Dieſer bringt ihn in das Hauß ſeines Vaters. Er giebt ihm ſo gar den Clairet zur Geſellſchaft, welcher ſich in die Gioconda verliebt und alles vorhergegangene erfährt. Alle drey finden Gelegenheit zu entfliehen: Clairet verläumdet den Dubois als einen Verräther und Ueberläufer. Er wird gefangen genommen, von der Gioconda getrennt, und hingerichtet. Gioconda, welche Clairet zu ſeiner Liebe zu bewegen ſich

bemüht,

bemüht, wird zu ihren Eltern zurückgebracht und bald vom Grame verzehrt. — Dieſes iſt der Inhalt dieſes kleinen Romans. Die Geſchichte ſelbſt ſcheint ſo übel nicht ausgedacht, und ſie kann einen Leſer, wenn ſie gut erzählt wird, bewegen. Allein eben dieſe Kunſt zu erzählen iſt bey dem Verf. ſehr mittelmäßig. Er erzählt in einem matten und langweiligen Tone, welcher uns in kein Feuer ſetzt. Der Schluß des Romans iſt noch beſſer als das vorhergehende, wobey mir die Zeit herzlich lang geworden iſt. Warum auch eben die Scene nach Corſica verlegt worden iſt, davon ſehe ich nicht die Urſache ein. Ich glaubte anfangs gewiſſe Local—Schönheiten anzutreffen, die ihm Corſica an die Hand gegeben hätte. Allein der Verf. ſcheint nicht auf ſie aufmerkſam geweſen zu ſeyn. Dieſe Geſchichte wie ſie von ihm beſchrieben wird, hätte ſich in jedem Lande eben ſo gut zutragen können, und die Perſonen würden ſo handeln, denken und reden. Hingegen würde der Verf. wenn er die dem Lande, den Einwohnern, den Sitten derſelben eigene Charactere beobachtet und die Handlungen und Reden der Perſonen ihnen gemäß eingerichtet hätte, einen ganz anderen Roman haben liefern können, als wir jetzt von ihm in Händen haben. Wenn nicht der Nahme Paoli noch manchmahl vorkäme, würde man gar vergeſſen, daß man eine Corſiſche Geſchichte läſe.

Das Strumpfband ein Roman: Leipzig bey Müller 1767. 95 Seiten.

Dieſer Roman iſt eben ſo zierlich gedruckt, wie der vorige, und auch eben ſo langweilig. Das

Strumpfband erzählt ſeine Geſchichte ſelbſt: wie es von einer Nonne verfertiget, im Garten verlohren, von einer andern gefunden, und ihrem Liebhaber geſchenkt worden. Von dieſem bekam es Ariette; dieſer raubte es ein Officier; ſetzte es aufs Spiel und verlohr es: des Spielers Gebietherin bekommt es, giebt es wieder weg und — doch wer wollte einen Auszug aus dieſem Buche machen? Das andere Strumpfband fängt S. 69. auch an zu reden und ſeine Schickſaale zu erzählen, die jenen nicht ſehr unähnlich ſind. Ohnmöglich kann jemand die Gedult haben, ohne zu ermüden, den ganzen Roman zu leſen. Der Einfall ſelbſt iſt ſchon gebraucht, nur daß ſtatt der Dinge, die ſonſt durch viele Hände gegangen ſind, hier ein Strumpfband gebraucht wird. Aber wenn auch der Verf. ähnliche Geſchichten anderer Schriftſteller nachahmen wollen, ſo hätte er doch dieſelbe nicht durch 6 Bogen ausdehnen ſollen. Da iſt ein ewiges Verlieben, Rauben, Verliehren, Wiederfinden, u. ſ. w. Immer kömmt das vorige wieder vor. Ueberhaupt hat dieſe und die vorige Schrift einen beſondern Character der Schreibarth. Sie iſt nicht Proſa und iſt auch nicht Poeſie. Ich wollte nicht gerne, daß dieſe Art zu ſchreiben allgemeiner würde und Nachahmer fände. Sie würde unſerer Sprache ſchaden, und die natürliche Einfalt, welche man ſo ſchon verkennt, würde ganz verlohren gehn. Dieſe Schreibarth ſcheint eine Aehnlichkeit mit dem Stile der Griechiſchen Romane zu haben. Allein, wer die Eigenſchaften eines guten Stils kennt, der weiß auch, wie man davon urtheilen müſſe, und er wird dieſe blumenreichen und gekünſtelten

Digitized by Google

ſtelten Erzählungen nie der Einfalt des Xenophons, der Stärke des Thucydides und dem Nachdrucke des Demoſthenes vorziehn.

Neue Lieder: von dem Verfaſſer der Lieder nach dem Anakreon. Berlin, 1767. 64 Seit. 8.

Eine Sammlung der anmuthigſten Bilder und lieblichſten Gedanken, in einer reizenden Sprache vorgetragen! Eben die Muſe, die einem Anacreon die ſüſſeſten Lieder vorſagte, iſt die Lehrerin unſers Gleims! und beſucht ihn oft in ſeiner ſchattichten Laube am kühlen Abend der ſchönſten Frühlingstage. Doch wer kann dieſes reizender, als der Dichter ſelbſt beſchreiben.

Aber wenn der Winter weichet
Und der Frühling Blumen bringt,
Und die Nachtigal in Büſchen
Und die Lerch auf Fluren ſingt

Denn bekümr' ich mich um Blumen
Und um Lerch und Nachtigall
Und von aller Welt entfernet,
Flieh ich in mein kleines Thal.

Wo geſundes Quellenwaſſer
In Forellenbäche rinnt,
Wo des Waldes Nachtigallen
Ueberall zu hören ſind.

Da beſuchen ungebeten
Deinen Freund Glyphäſtion
Hingeführet von den Muſen
Pindar und Anacreon

Artig.

Artigkeiten, Scherz, Naivete, Natur ſind ihr unterſcheidender Character. Dieſe Lieder haben hierdurch alle Vorzüge und Eigenſchaften erhalten, welche ein Lied haben muß, das der muntre Jüngling und das frohe Mädchen auswendig lernt und nach vielen Jahren noch mit eben dem Vergnügen von einer neuen Welt ſingen hört.

Scheint folgendes Lied nicht einen der fröhlichſten Griechen zum Verf. zu haben, und ſelbſt des Nahmens des Tejiſchen Greiſſes würdig zu ſeyn?

Amor zürnt, ich ſoll nicht trinken,
Lieben ſoll ich nur!
Sich betrinken, ſagt er, wäre
Wieder die Natur.

Kluge Männer, ſagt er, lieben
Für das Vaterland,
Dumme Männer, ſagt er, trinken
Sich um den Verſtand.

Amor, ſag ich, lieber Amor,
Zürne nicht ſo ſehr!
Wie gerufen kommt Belinde
Zu der Kelter her!

Eine hole Hand zu machen
Lernet ſie von mir,
Süſſen Moſt damit zu ſchöpfen
Lernet ſie von mir!

Lieben.

Lieben will ich und auch trinken,
Aus der holen Hand
Meiner zärtlichen Belinde,
Trink ich mir Verſtand.

Der Candidat, oder die erſte Predigt, ein komiſch Heldengedichte. Hamburg, 3 Bog. 8.

Der Verfaſſer dieſer verunglückten Nachahmung der Willhelmine iſt gewiß auch ſelbſt ein Candidat, und wenn ſeine übrigen Predigten nicht beſſer ablaufen, wie dieſe erſtere, ſo möchte er wohl zeitlebens ein Candidat bleiben.

Der unwiſſende Weltweiſe: aus dem franzöſiſchen eines ungenannten Verfaſſers überſetzt, mit einer Vorrede und Anmerkungen vermehrt von C. H. Wilken. Leipzig 1767. 174 Seit. 8.

Gründlich genug iſt Voltaire, denn dieſen hält man für den Verfaſſer des Buches, wiederlegt. Der Verf. hohlt weit aus:

gemino bellum Troianum orditur ab ovo:

er fängt von den erſten Gründen der menſchlichen Erkenntniß an, führt denn ſeine Sache in 42 §§. aus: und kömt bis zu den Supralabſariern. Die Philoſophie des Ueberſetzers geht uns hier nichts an, ob wir gleich ſehr oft lieber mit dem Verf. unſere Unwiſſenheit bekennen, als mit ſeinem Ueberſetzer gelehrt ſeyn wollen. Man kennt auch ſchon den Ton, in dem un-

ſere gewöhnlichen Philoſophen ſprechen, wenn ſie zu widerlegen und zu demonſtriren anfangen. Wehe dem, der ihnen, ſo lange zuhören muß, bis ſie Luſt haben aufzuhören! Doch der Verf. mag meinetwegen ein gelehrter oder unwiſſender Weltweiſe ſeyn! Aber unter die unwiſſenden Ueberſetzer gehört er gewiß und er verdient in dieſer Zunft eine anſehnliche Stelle. Nicht leicht wird einer ſeiner Collegen in Anſehung der Nahmen ſo lächerliche Fehler begangen haben, als er. Ich will ein halbdutzend herſetzen. S. 97. les enfans du Dragon de Cadmus ſind doch wohl den Schülern bekannt. Der Ueberſetzer hat ſich nicht zu helffen gewußt, und ſchreibt: die Brut des Drachen zu Cadmus. — Was Lorraine bedeute, muß er auch nicht wiſſen. Denn Cardinal de Lorraine, überſetzt er: Cardinal von Lorraine. Noch ärger: Charlemagne heißt in der Deutſchen Ueberſetzung dreymahl Carlemann. S. 141. Damit auch erfüllet werde, was Voltaire über dieſen Paragraphen geſchrieben, (Plus grande ignorance) ſo finde ich die Worte: une charte de *Charlemagne* datée d' *Aix - la - Chapelle*, überſetzt: eine Urkunde, welche zu Aix la Chapelle gefertiget worden iſt. Nicht doch! Herr Wilke. Schlagen ſie hurtig den kleinen Hübner nach, und ſehen ſie wie Achen auf Franzöſiſch heißt. Ehe ſie den gelehrten Weltweiſen ſpielen wollen, müſſen Sie wahrhaftig noch in die Schule gehn, ſich unter die Tertianer ſetzen und daſelbſt noch etwas alte Geſchichte, Mythologie und Litteratur lernen. Denn werden ſie auch einſehn, daß Sie *de la* boite *de Pandore et de la mort du ſerpent Pithon* nicht hätten überſetzen müſ-

ſen:

ſen: von dem Panthoriſchen Behältniſſe und dem Tode der Pithiſchen Schlange. In der Schule müſſen ſie hören, daß es einen Weltweiſen Strato gegeben habe, den ſie in Strado (S. 65) verwandelt haben, daß Hr. *Thomas* in Paris ja nicht Hr. Thomaſius heiſſe, wie ſie glauben (S. 151) und daß man in einem Deutſchen Buche nicht überſetzen müſſe: Albert *le Grand* (S. 73). Sie mochten wohl auch eigentlich nicht wiſſen, was ſie aus dem Manne machen ſollten, und Albertum Magnum kennen Sie ohnſtreitig nicht. Dergleichen Muthmaſſungen müſſen Sie mir nicht übel nehmen. Denn S. 15. erblicke ich auch einen Michael St. Angello. Wenn Sie auch den berühmten Künſtler nicht gekannt hätten, ſo ſtand doch der Nahme deutlich genug im Originale. (Michel Ange) — Iſt es nicht eine Schande, daß Leute, die überall eine ſo groſſe Unwiſſenheit der bekanteſten Sachen verrathen, nicht allein es wagen zu Ueberſetzen und das Publicum zu betrügen, ſondern auch voll von ihrer Gröſſe Wiederlegungen und philoſophiſche Betrachtungen ſchreiben?

Beluſtigungen für die Frauenzimmer und jungen Herren, beſtehend in Satiren, Oden und Liedern, nebſt den dazu gehörigen Melodien, Fabeln, Erzählungen Scherzen und Räthſeln, wie auch neuerfundenen Kartenkünſten zur Gemüthsergötzung ans Licht geſtellt. 1767. Nürnberg. 90 Seit. 8.

Nürnberger Tand, für die Jungfrauen und alten und jungen Knaben der Stadt lieblich anzuſchauen!

Die

Die allerneueſten Sonnetten, den Liebhabern der Dichtkunſt zum Vergnügen herausgegeben von Johannes Weſtermann. Erſtes bis ſechſtes Stück. Bremen, 1767. 8.

Wie iſt es möglich daß noch jemand im 18 Jahrhunderte Chronoſticha und Wortſpiele für Gedichte halten kann, die ſich leſen laſſen, und daß er auf alle die zornig wird, welche nicht eben dieſen Geſchmack billigen und loben können?

M. Benjamin Hederichs, weyland Rectors der Schule zu Groſſenhayn, Känntniß der vornehmſten Schriftſteller vom Anfange der Welt bis zur Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Zwote viel verbeſſerte und vermehrte Auflage. Wittenberg und Zerbſt. 1767. 8. 1412. Seiten.

Dieſes Buch gehört unter die brauchbarſten, die ſein Verfaſſer, ein arbeitſamer und fleißiger Mann, geſchrieben hat. Es kann bey Academiſchen Vorleſungen gebraucht werden, und es iſt auch beym Nachſchlagen gut zu gebrauchen. Dem Herausgeber würde es keine Schande machen, wenn er ſeinen Nahmen genennt hätte. Denn das Buch hat von ihm viele Verbeſſerungen und Vermehrungen erhalten und man darf nicht glauben, daß der Tittel mehr verſpräche, als das Buch wirklich leiſte. Er hat ſich der Fabriciſchen und Hambergeriſchen Werke bedient und vieles hinzugeſetzt, womit nach Hederichs Zeiten die Litteratur

bereis

bereichert worden. Beſonders hat der Herausgeber wohl daran gethan, daß er in Anſehung der Urtheile über den Werth und die Verdienſte der Schriftſteller eine beſſere Wahl getroffen hat. Denn Hederich hatte nicht die Einſicht in die Critik, welche hierzu erfordert wird. Unterdeſſen hätte der Herausgeber doch an manchen Orten ſchärfer mit ſeinem Autor umgehen ſollen, als er wirklich gethan hat. Wenigſtens hätte er, bey einigen übereilten und falſchen Ausſprüchen deſſelben, durch eine Anmerkung die Leſer warnen ſollen. Wer kann folgenden Ausſpruch billigen? (S. 49) „Ueberhaupt aber iſt es eine **Sünde und Gotteslaͤſterung** in der Sprache des neuen Teſtaments Barbariſmen, Soloecismen und dergleichen Fehler der Sprache zu ſuchen, weil der heilige Geiſt nicht nur die Realien, ſondern auch die Worte den Evangeliſten und Apoſteln eingegeben hat.„ Das fehlte auch noch, daß man die Reinigkeit der Griechiſchen Sprache im N. T. zu einem **Glaubensartikel** mache! Wenn Mag. **Ziegra**, der ſo gerne und ſo leicht Gotteslaͤſterungen findet und nicht geringer beſtraft, (denn ein **ſchwarzer Zeitungsſchreiber** kann nicht anders) als daß er der Erde befiehlt ſich aufzuthun und die **Legionsteufel** zu verſchlingen, dieſes Buch herausgegeben hätte, ſo würde es mich nicht wundern, daß dieſe Stelle ſtehn geblieben wäre. Aber einem ſo verſtändigen Manne, wie der Herausgeber zu ſeyn ſcheint, hätte ich es nicht zugetraut. Ich glaube, daß man gar nicht viel Gelehrſamkeit nöthig hat, ſondern nur einige der beſten Griechiſchen Schriftſteller geleſen zu haben braucht, um über dieſe Sache, die zu einer unnöthigen Streitigkeit Anlaß gegeben hat,

Digitized by Google

zu urtheilen. Doch eben erinnere ich mich, wo dieſes Buch gedruckt worden ſey. Nun ja! wo man die Anhänger des Kopernikaniſchen Syſtems verdammen darf, da darf man auch die verdammen, welche nicht glauben wollen, daß Marcus und Lucas wie Herodot, und Xenophon geſchrieben haben. Bey einigen Büchern wäre es nöthig geweſen, ihren Werth kurz zu beſtimmen, damit man gleich wüßte, was davon zu halten wäre: z. E. S. 128 von Müllers Einleitung zur Känntniß der alten Schriftſteller, welches Buch in der pöbelhafteſten Sprache geſchrieben, und voll unreifer Urtheile iſt: S. 101. vom Borrichius, welcher nicht im Stande war über poetiſche Schönheiten zu urtheilen, und bey andern Schriftſtellern mehr. Bey Reiſkens Demoſthenes (S. 212) ſagt er ſein Urtheil richtig: aber warum ließ er es bey Bahrdtens Hiob, bey Lieberkühns Theocrit, und andern weg? — Wie hat er die Walchiſchen Ausgaben alter Schriftſteller S. 121. loben können? Burmann in der Vorrede zum Vellejus Paterculus hätte ihn eines beſſern belehren können. — Daß Adam, Abraham und andere Erzväter unter den Schriftſtellern einen Platz erhalten, kömmt wohl daher, weil es zu Hederichs Zeiten ſo mode war. Ich würde dieſes geändert haben. Doch es hat uns ja neulich auch Hr. Chretien Frederic Schmid vordemonſtrirt, daß Abraham der gelehrteſte Mann geweſen ſey, und die Aegypter vom Joſeph alle Weisheit gelernt hätten. — Auch würde ich nicht beym Salomo erzählt haben, daß „ihn die Weiberliebe dergeſtalt bethört habe, daß er deren nicht allein 300 zu rechten Gemalinnen, ſondern auch 700 zu Kebsweibern und zwar ſo wohl von Jüdinnen,

dinnen, als auch aus allerhand heydniſchen Völkern genommen habe.„ (S. 47.) Worzu dieſe arithmetiſche Genauigkeit in einem Buche, das uns bloß den Schriftſteller zeigen ſoll? Ueberhaupt wünſchte ich, daß der Herausgeber den Ton des Verfaſſers öfterer geändert und ſeine Sprache unſerm Zeitalter und Geſchmacke gemäſſer eingerichtet hätte. — S. 83. hätte bey der Sappho die Wolfiſche Ausgabe nicht vergeſſen werden ſollen. Sie iſt die beſte und vollſtändigſte. — Wer wird von der Ilias folgende Beſchreibung geben? (S. 54) „Die Ilias in 24 Büchern von 13670. Verſen, ſo eine Beſchreibung des Trojaniſchen Krieges iſt, welches Gedicht zugleich die Nothwendigkeit der Eintracht lehrt.„ Nach dem, was die Gelehrten über die Handlung in einem epiſchen Gedicht, und beſonders in der Ilias, ſeit einiger Zeit geſchrieben haben, hätte ich ein richtiger Urtheil erwartet. — Weil Anacreon von der Liebe geſungen, iſt er auch dem wollüſtigen Leben ergeben geweſen! (S. 100) Laßt uns anfangen, die Jugend zu gewöhnen, beſſer und richtiger zu urtheilen. Dergleichen falſche Urtheile ſind nur zulange unter unſern Gelehrten gewöhnlich geweſen, weil ſie die Welt zu wenig kennen, und in einer gänzlichen Entfernung von artigen Geſellſchaften ihre Tage zubringen. — Eben ſo wunderlich wird S. 171. vom Xenophon geſagt: „Er war wohl gebildet, weshalb ihn Socrates ſehr liebte„ Xenophon hatte ſo viele liebenswürdige Eigenſchaften, daß ſeine äuſſerliche Geſtalt gerade das geringſte Mittel war, ihm Freunde zu verſchaffen. — Doch ich breche hier ab, und merke nur noch an, daß der gröſte Theil dieſer und anderer Stellen, die mir

Digitized by Google

mißfallen, daher zu kommen ſcheine, weil der Herausgeber zu furchtſam geweſen iſt, in Hederichs Urtheilen ſo viel zu ändern als nöthig war. Denn der Herausgeber ſelbſt zeigt durch das ganze Buch ſeine Kenntniſſe und eine ſchöne Beleſenheit in guten Büchern.

Martin Ehlers, Rectors der Schule zu Segeberg, Gedanken von denen zur Verbeſſerung der Schulen nothwendigen Erforderniſſen. Altona und Lübeck. 1766. 1 Alph. 8.

Ein redlicher Eifer für die menſchliche Geſellſchaft, mancherley Einſichten, gründliche Kenntniß der Litteratur und eine gute Schreibart empfehlen dieſes Buch und machen, daß wir an dieſer einige gekünſtelte Ausdrücke und bey jenem manche in dieſem Buche unnöthige Ausſchweiffung überſehn. Der Verf. ſieht die Mängel unſerer Schulen eben ſo lebhaft ein, als die Wichtigkeit des Schulamts. Sein Buch ſollte vornehmlich von denen geleſen werden, denen die Aufſicht über die Schulen anvertraut iſt, aber dieſe ſollten es nicht bloß leſen, ſondern auch das geſagte beherzigen. Mag es doch noch ſo pedantiſch in manchen Ohren klingen, ſo kan ich mich doch nicht enthalten, zu ſagen: Woferne nicht die Einrichtung der Schulen, die einige wenige in manchem Lande, und in manchem auch gar keine ausgenommen, äuſſerſt verderbt iſt, bald von vernünftigen Männern verbeſſert wird, und woferne nicht die welche das Wohl der Länder zu beſorgen haben, andere und würdigere Gedanken von den Geſchicklichkeiten, von den Belohnungen, von den Arbeiten, den

von dem Nutzen eines Schulmannes faſſen, ſo ſind alle übrige Anſtalten vergebens, eine allgemeine einreiſſende Unwiſſenheit, deren Folgen ſich in allen Ständen ſchon zu zeigen anfangen, abzuwehren. Die Schrift hat drey Theile, von den Eigenſchaften eines guten Schullehrers, von der beſten Art, die Schuldienſte zu beſetzen, von den Vortheilen, die man Schullehrern angedeyhen laſſen muß, wenn man durchgängig geſchickte Leute haben will. Jeder dieſer Abſchnitte enthält ungemein viel gutes — aber auch gröſtentheils fromme Wünſche, deren Erfüllung ich nicht erleben werde. Wenn ſie nur unſere Enkel erleben! F.

Nachtrag zu den Briefen der Lady Marie Worthley Montague. Aus dem Engliſchen. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich 1767. 3 und ein halber Bogen in Octav.

Die Briefe der Lady Montague ſind in Deutſchland geleſen, ſehr eifrig geleſen worden. Sie verdienten es, ſie mögen von dieſer oder einer andern Lady, von einem Lord oder von einem Eſquire geſchrieben oder erdichtet worden ſeyn. Wer ſie einmahl geleſen muß ſich auch dieſen Nachtrag anſchaffen. Er iſt eben ſo unterhaltend, in eben dem Welttone, der den Vorurtheilen ſo treflich entgegen gehet, geſchrieben. Er enthält ſechs Briefe, deren Inhalt ſehr verſchieden iſt. Bald wird uns ein einfältiger Pfarrer mit einer beſonders komiſchen Laune beſchrieben; bald leſen wir unterrichtende Anecdoten von dem berühmten Prinz Eugen; bald etwas Türkiſches, wobey wir der vermeinten oder

Digitized by Google

täuſchenden Lady wenig mehr trauen, ſeitdem man uns überzeugt hat, daß ſie ihre Geſchichten durch Poeſie häufig aufſtüzte, bald etwa von dem bey Florenz liegenden Kloſter la Trappe, bald von der Mediceiſchen Venus und dem Antinous ꝛc. Den Beſchluß machen Gedanken der Lady Montague über den Saz des Rochefoucault: der Eheſtand ſey zwar zuweilen bequem, niemals aber annehmlich. Sie diſputirt gegen dieſen Saz angenehm und unterhaltend, aber nicht unwiderſprechlich. L.

Verſuch über den Geſchmack von Alexander Gerard, nebſt zwo Abhandlungen über eben dieſe Materie von Voltaire und Alembert. Breslau, bey Meyer 1766.

Faſt die beſte Abhandlung über eine wichtige Materie, und zum Glück ſehr gut überſezt.

Geſchichte des menſchlichen Verſtandes. Breslau bey Meyer 1765.

Ein Buch, das wir anzeigen, weil es noch nicht ſo bekannt iſt, als es verdient. Der Verfaſſer (Herr Flögel) kennt die beſten Schriftſteller und weis die Beobachtungen anderer gut zu gebrauchen und ſo, daß ſie ihm oft neue Bemerkungen darbieten. Einige Abſchnitte, wie die vom Genie, hat man ſchon in den Breslauiſchen Beyträgen geleſen.

Leßingiſche unäſopiſche Fabeln, zweyte Auflage. Zürich bey Geßner 1767.

Da ich die erſte Ausgabe nicht bey der Hand habe, ſo kan ich nicht recht zuverläßig behaupten, was ich

ich vermuthe, daß dieſes nur eine zweyte Ausgabe des Titels iſt. Die Journaliſten haben übrigens dieſem Buche unrecht gethan. In den Abhandlungen ſteht viel Gutes.

Neue Nachrichten, oder Anmerkungen über Italien und über die Italiäner in drey Theilen von zween ſchwediſchen Edelleuten; aus dem franzöſiſchen überſetzt. Leipzig bey Breitkopf 1766.

Dieſes Werk des Herrn Großley iſt ſchon hinlänglich bekannt, und wir zeigen es nur an, um keine Lücke zu laſſen. Der Ueberſetzer mag zuweilen geeilt haben.

Briefe zur Bildung des Geſchmacks an einen jungen Herrn vom Stande, dritter Theil. Breslau bey Meyer.

Herr Duſch handelt zuerſt noch von der didactiſchen Poeſie, und führt den Hagedorn, Withof, Zerniß, Tullin und ſich ſelbſt an. Von dieſen kömmt er auf die Lobgedichte und Heroiden, wo Claudianus, Boileau, Opitz, Catullus, Ovidius, Pope und andere genennet und beurtheilt werden.

Das Leben und die Meinungen des Herrn Triſtram Shandy, aus dem Engliſchen. Berlin bey Lange 1767.

Wann der Spaß zu weit getrieben wird, ſo fällt er zuletzt in das Eckelhafte. Sat prata bibere. Die letzten Theile ſind nicht einmahl von Herrn Sterne und wenn ſich gleich der neue Verfaſſer noch ziemlich in der lau=

Digitized by Google

Laune des erſten erhält, ſo ſollte er doch einmahl aufhören. Wenn man nicht ſcharf kritiſiren will, ſo iſt die Ueberſetzung noch ganz erträglich.

Dtſch.

Ernſt Ludwig Daniel Huchs — Verſuch über die Verdienſte des Archilochus um die Satyre, mit einer Nachleſe wieder den Harduin. Zerbſt 1767. 156. Seit. 8.

Dem Verf. fehlt es nicht an Beleſenheit, nicht an Fleiß, auch nicht an einem nachdenkenden Kopfe: allein ſein Geſchmack iſt bey allen dieſen guten Eigenſchaften immer noch nicht ausgebildet. Der erſte Theil der Abhandlung hat mir beſſer als der zwote gefallen. Er handelt von dem Verſe des Horaz:

Archilochum proprio rabies armavit iambo.

Die Schwierigkeit entſteht von dem Worte proprio, über welches die Ausleger uneins ſind, weil bereits Homer vor den Archilochus in Jamben auf den Margites ein Spottgedicht geſchrieben hat. Hr. Huch glaubt, dieſe Schwierigkeit zu heben, wenn er ſagt, Archilochus ſey der erſte geweſen, der ſeine Spöttereyen beſtändig und eigenſinnig in jambiſche Verſe eingekleidet habe. Kommen wir nicht eben ſo leicht davon, wenn wir ſagen, Horaz habe dieſes Beywort gebraucht, weil Archilochus beſonders glücklich in dieſer Versart geweſen ſey, und dieſe Fertigkeit den ihm eigenen poetiſchen Character ausgemacht habe? Des Verf. Erklährung iſt gezwungen und dem Sprachgebrauche zu wieder.

Dieſe Erklährung wird von andern Stellen alter Schriftſteller begleitet, die von dem Archilochus handeln.

Es iſt unangenehm für einen Leſer, daß Hr. urch lange Ausſchweifungen und groſſe Noten Zuſammenhang der Rede unterbricht. Hierher Ausfall S. 23. f. auf Hr. Leßings Laokoon zu Nehmlich H. Huch will beweiſen daß es auch arenthyrſus in den Künſten gebe. Mir ſcheint he auf einen Wortſtreit hinauszulaufen, und H. e Bedeutung des Wortes zu weit auszudehnen. ſſen ſteht doch einiges wahre von der Baum-hen Terminologie in dieſer Note, und daß Baumgarten, deſſen Einſichten ich übrigens hre, in der Aeſthetik gegebenen Beyſpiele nicht er Quelle ſchmecken, iſt wohl nicht zu läug-Weniger gegründet iſt das, was H. Huch von hſten Ausdrucke der Leidensſchaften in der Kunſt Denn hier glauben wir völlig von ihm ſagen zu was er S. 43. von Baumgarten ſagt: Er ehr Theologe und Weltweiſe, als Dichter Mahler, — Die Erklährung die er vom Marte nte giebt, S. 46. in der vom Hr. Leßing ange-n Stelle des Juvenal, wo es Hr. Huch nimmt ante e galea hoſtique velut imminente, kan nmahl durch den Sprachgebrauch beſtärkt wer- - Ueberhaupt irret Hr. Huch wie viele andere, en bekannten Vers des Horaz:

pictoribus atque poetis
Quidlibet audendi ſemper fuit aequa po-
teſtas,

n Grundſatz des Dichters und als eine Regel , nach der man Werke der Kunſt beurtheilen Es ſind ja nicht Horazens Worte, ſondern es

iſt

iſt ein Einwurf, den Horaz einem Künſtler und Dichter in dem Mund legt, der ſeine Gränzen nicht kannte. Er beantwortet ihn auch augenblicklich: Scimus etc. Hätte man hierauf Achtung gegeben, ſo würde man nicht dieſen Vers ſo oft und ſo unglücklich angeführt, und ſich und andere zu einem Irrthume verleitet haben.

Der zwote Theil geht S. 66 an, und Hr. * * * (denn unter einem andern Zeichen kenne ich ihn nicht) in der allgemeinen Bibliothek wird ihn für ſehr überflüßig halten — weil er nicht weiß, daß Harduins Syſtem viele Anhänger gefunden und noch dieſes Jahr in london einen Vertheidiger erhalten hat.

Hr. Huch ſucht hier verſchiedene Stellen des Horaz zu erläutern, die Harduin angegriffen hat. Auch hier finden wir Spuhren mannigfaltiger Wiſſenſchaften, allein die Gelehrſamkeit ſcheint mir bey einem Erklährer der Dichter nicht die Haupteigenſchaft zu ſeyn, durch die er ſein Glück machen kann. Daher kommen die ſeltſamen Ueberſetzungen, die H. Huch giebt, und die vor dem Richterſtuhle des Geſchmacks verworffen werden müſſen. Die erſte Ode des Horaz: Maecenas atavis edite regibus etc. überſetzt er ganz wunderbahr alſo: Königliche Hoheit, (warum nicht lieber gar den Tittel Excellenz! gebraucht, da Maecen auch der oberſte Staatsminiſter war!) einige ſuchen im Rennen Olympiſcher Wagen das höchſte Glück, kommen ſie beſtaubt, geſchwind und ohne anzuſtoſſen um das Ziel: denn ſind ſie berühmt, wie Weltbezwinger göttlich verehret. Wenn man aber dieſen Sinn herausbringen will, wie müſſen dann die Worte geordnet werden! Ich kann dieſe

ſe Conſtruction nicht finden. Die göttliche Verehrung der Sieger iſt ein zu übertriebener Ausdruck. Eben ſo willkührlich iſt der Schluß der Ode: Me doctarum ederae praemia frontium etc. überſetzt: Göttliche Ehre der Dichter, Epheu! in dir ſetze ich das höchſte Glück, der Nymphen und des Satyrs ſcherzende Lieder heben mich über den Pöbel: Stehen mir die Muſen bey, denn geb ich den Griechen nichts nach, und laſſen Sie mich, Maecen, bey der Leyer, denn wird dieſelbe unter die Sterne verſetzt. Ich finde in meinem Originale von dem letzten Bilde nicht die geringſte Spuhr. Der Graf Solms wollte den Horaz treu überſetzen, und durchwäſſerte ihn ſo ſehr, daß der Römer elendiglich ertrank: H. Huch will ihn mit Stärke und Nachdruck reden laſſen, und füllt die Ueberſetzung mit Phoebus und Schwulſt, die in dem Original niemahls geweſen iſt. Wer kann ſich einbilden daß in folgenden Verſen:

Piſcium et ſumma genus haeſit ulmo,
Nota quae ſedes fuerat columbis,

Horaz „nicht ſagt, die Fiſche hätten Neſter auf den „Bäumen gemacht, ſondern ſie wären daran hangen „geblieben, der folgende Strom hätte ſie wieder losge„riſſen, denn hätten ſich wieder ganz andere daran gehangen: gerade wie die Tauben nicht ſo gleich auf den Bäumen Neſter bauen, auf welche ſie ſich ſetzen, ſondern wieder fortfliegen, wenn die Gefahr vorüber iſt, zu deren Vermeidung ſie zu dem naheſtehenden Baume ihre Zuflucht nehmen. Wie dunkel, wie ungezwungen, wie ſeltſam!

Beſſer

Digitized by Google

Beſſer iſt S. 95. die Rettung der horaziſchen Verſe:

Te ſemper anteit ſaeva Neceſſitas
Clavos trabales et cuneum manu etc.

wieder Hr. Leßings Beſchuldigung gerathen. Aber ganz unerwartet war mir S. 101 die Vertheidigung der Duisburgiſchen Deutſchen oder gelehrten Geſellſchaft, und zwar aus dem Grunde, weil viele gelehrte Männer Mitglieder davon ſind. Ich gehe weiter und finde S. 117. f. den Satz des Verf. der Briefe über die Empfindungen, daß das Trauerſpiel nicht auch durch Schrecken rühre, unterſucht. Ueberhaupt merke ich, daß Hr. Huch kein Freund der Baumgartiſchen Schule ſey, und gegen einige Gelehrte äuſſert er bisweilen einen heimlichen Unwillen. Doch dieſes geht mich nichts an. Ich finde davor S. 144. gute Anmerkungen von kühnen Bildern in der Orientaliſchen Sprache, bey Gelegenheit der horaziſchen Stelle:

vel Eurus
Per Siculas *equitavit* undas.

Nur wünſchte ich, daß der Verf. einen gefälligern Vortrag ſich gewählt hätte. Wird nicht groſſe Gedult erfordert, wenn bisweilen einige Seiten hintereinander nur eine Zeile Text ſteht, und den übrigen Platz Anmerkungen einnehmen, ſeine Aufmerkſamkeit beyſammenzubehalten und mit Vergnügen weiter zu leſen?

F.

Bayerische
Staatsbibliothek
München